Die Neue Zeit.

Nr. 18. XVII. Jahrgang, I. Band. 1898-99

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet.

# Zwei Nachrufe.

↗ Berlin, 18. Januar 1899.

Kurz hintereinander, im Laufe von vierundzwanzig Stunden, hat der Tod zwei Männer dahingerafft, die seit zwanzig Jahren aus dem politischen Kampfleben Deutschlands geschieden und von der Mitwelt fast vergessen waren, aber die trotzdem einen gerechteren Anspruch, als hundert Tagesberühmtheiten, auf ein dauerndes Gedächtniß haben. „Den letzten Demokraten und den letzten Konservativen" hat sie der Nekrolog einer sozialdemokratischen Tageszeitung genannt, mit einer epigrammatischen Wendung, die, wie alle sonst pointirten Worte, manches Treffende und manches Schiefe enthält; wollte man die Lebensläufe von Guido Weiß und Rudolf Meyer erschöpfend schildern, so müßte man ein sehr fein schattirtes, sehr intimes, sehr tiefgegriffenes Stück deutscher Geschichte erzählen, ja die ganze deutsche Geschichte der sechziger und siebziger Jahre, in die der Schwerpunkt ihrer historischen Wirksamkeit fällt.

Von Beruf waren sie beide Zeitungsschreiber, und sie dachten groß genug von ihrem Beruf, um nichts Anderes sein zu wollen. Was Weiß geschrieben hat, ist gänzlich in verschollenen Zeitschriften vergraben, von denen selten noch einmal ein Exemplar im antiquarischen Verkehr auftaucht; auch nicht die kleinste Broschüre hat er veröffentlicht. Meyer hat zwar zahlreiche, und darunter dickleibige Schriften herausgegeben, aber er blieb überall in ihnen der Zeitungsschreiber; den Universitätsperücken, die sich darüber sträubten, pflegte er lachend zu sagen, aus schweinsledernen Folianten lasse sich freilich nicht schöpfen, was unserer Zeit zu wissen noth thue. Die Art des Schriftstellerns war bei beiden Männern durchaus verschieden, ja geradezu entgegengesetzt. Weiß war ein feiner und in seiner Art unvergleichlicher Sprachkünstler. In seinen Arbeiten war nichts Pedantisches, keinerlei Rhetorik und keinerlei Liederlichkeit, keine Magerkeit und kein unnützes Füllsel; hinter jedem Worte ein Gedanke und der Gedanke durchgängig so originell wie das Wort. Sein Stil war im höchsten Grade anregend, suggestiv, wie die Engländer sagen; Weiß verstand es meisterhaft, jeden Gegenstand nur soweit zu erschöpfen, daß dem Leser das fruchtbarste Nachdenken übrig blieb. Glücklich, wer in diese Schule gehen durfte, wenn auch Keiner, der sie genossen hat, daran denken durfte, dem Lehrer gleichzukommen! Man ver-

gleiche die Aufsätze, die Weiß in der „Wage" veröffentlicht hat, mit den gleichzeitigen Essays Treitschkes oder Julian Schmidts oder anderer dieser anerkannten Größen; es ist Goldschmieds- neben Grobschmiedsarbeit. Dagegen legte Rudolf Meyer gar keinen Werth auf die künstlerische Pflege der Form. Wohl hatte er seinen eigenen, schriftstellerischen Stil, einen scharfen, blitzenden Stil, wie Rodbertus einmal sagte, aber er warf seine Gedanken hin, unbekümmert um ihre Tracht und ihren Tritt, ein wildes Heer manchmal, Garde, Linie, Landwehr, auch Freischärler bunt durcheinander, wenn sie nur kämpfen, wenn sie nur hauen und stechen konnten. In einem beliebigen Essay von Weiß steckt mehr Komposition, als in allen Schriften Meyers zusammengenommen, und diesem rastlosen Draufgänger hat die leidigste Pflicht des Publizisten, sich wiederholen und je nachdem bis zum eigenen Ueberdruß wiederholen zu müssen, nie ein graues Haar wachsen lassen.

Die verschiedene Form war der zutreffende Ausdruck für das verschiedene Wesen der beiden Männer. Weiß, der fast zwanzig Jahre ältere, war noch ganz in den Ueberlieferungen unserer klassischen Literatur groß geworden; der Weg zur Freiheit sollte ihm über die Schönheit führen; in seiner Art, die öffentlichen Dinge anzusehen und zu beurtheilen, lag etwas vom künstlerischen Schauen und Schaffen. Hatte er eines seiner kleinen Meisterwerke gebildet, so beschied er sich gern; sein Bedürfniß nach Anerkennung war gering und von allem Kliquen- und Koteriewesen hielt er sich mit dem instinktiven Abscheu des Gentleman fern. Dabei war er aber auch ganz durchdrungen von der humanen Gesinnung unserer klassischen Literatur; ohne je seiner persönlichen Würde etwas zu vergeben, stand er persönlich auf gutem Fuße mit seinen heftigsten politischen Gegnern, die seinen Charakter achteten und seinen Geist bewunderten; als die „Zukunft" im Frühjahr 1871 eingehen mußte, hatten selbst Bismarcks Organe ein Wort ehrlichen Bedauerns; nur dem Büffel Eugen Richter, dem ein so harmonisch und rein gestimmter Mensch, wie Guido Weiß war, ein Gegenstand tiefsten Abscheus sein mußte, ist wohl ein Mal in blinder Wuth auf ihn los oder richtiger an ihm vorbei mit den Hörnern gegen die Wand gerannt. Sonst sagen die Nekrologe der Tagespresse mit Recht, daß Weiß keinen persönlichen Feind gehabt habe. Es ist ein hohes und verdientes, aber für einen kämpfenden Politiker kein zweifelsfreies Lob.

Rudolf Meyer war aus gröberem Stoffe gebacken und gerade in den Tagen seiner eifrigsten Wirksamkeit durfte er sich sagen, daß er persönliche Feinde wie Sand am Meere habe. Seine konservativen Gesinnungsgenossen betrachteten ihn mit unverhehltem Argwohn und Mißtrauen, seine liberalen Gegner verspotteten ihn als ein feudales und unwissendes Zeitungsschreiberlein, und die Arbeiter nahmen ihn wohl als einen guten Kerl, aber daneben auch als einen nicht ganz ernsthaften Sonderling. Meyer besaß den robusten Ehrgeiz des Politikers; er wollte anerkannt sein, gewiß nicht um seiner persönlichen Eitelkeit zu fröhnen, aber um dadurch politische Macht zu gewinnen; angefeindet und verhöhnt von den verschiedensten Seiten, zögerte er nicht, die Glocke seiner eigenen Thaten zu werden. Er konnte in diesem Punkte schon etwas leisten, ohne doch je in seinem Selbstlobe schal zu werden. Davor schützte ihn die ehrliche und naive Ueberzeugung von der historischen Nothwendigkeit seiner Lebensaufgabe; zu den feigen und feilen Künsten der Reklame, durch die sich so viele Größen des Tages ihren Eintagsruhm erschwindeln, hat er sich nie herabgelassen. Er war eine geborene Kampfnatur, die sich rücksichtslos durchhieb und auch einen tüchtigen Skandal nicht scheute, wenn es denn nun einmal nicht ohne einen tüchtigen Skandal abging.

Auch der Stoff, in dem beide Männer zu arbeiten hatten, war sehr verschieden. Guido Weiß hatte es mit dem deutschen Kleinbürger, Rudolf Meyer mit dem ostelbischen Junker zu thun. Und bei jedem von Beiden that sich ein tiefer Gegensatz auf zwischen seinem Wesen und dem Wesen der Aufgabe, die er lösen sollte. Wie jedes politische Problem, das zur historischen Lösung reif ist, immer die rechten Männer findet, die es thatsächlich lösen, so scheint es ein Gesetz der Geschichte zu sein, daß politische Probleme, denen die historische Lösung versagt ist, immer in die unrechten Hände fallen. Das deutsche Kleinbürgerthum zu demokratischem Selbstbewußtsein zu erziehen, dem ostelbischen Junkerthum die moderne Welt verständlich zu machen — es waren bedeutsame, tiefgreifende Aufgaben, an die es sich wohl lohnte, ein ganzes Leben und eine große Kraft zu setzen. Aber ihre Lösung war unmöglich geworden durch den Gang der deutschen Geschichte, und so fiel sie in Hände, die sie unmöglich hätten lösen können, auch wenn sie noch lösbar gewesen wäre. Ein geistiger Feinschmecker, wie Guido Weiß, wollte den Berliner Weißbierphilister, vielleicht das trivialste Geschöpf, das je in der Sonne dieses Jahrhunderts gewandelt ist, auf die Höhe moderner Kultur heben; ein Mann von dem starken bürgerlichen Selbstbewußtsein Rudolf Meyers wollte den hochmüthigen Schädeln märkischer und pommerscher Junker historische Logik einpauken!

So ist beiden Männern ihre öffentliche Wirksamkeit eine lange Kette von Enttäuschungen geworden. Aber es wäre verfehlt, daraus zu folgern, daß sie vergebens gelebt hätten. Erstrebten sie, was historisch nicht mehr möglich war, so lag doch das, was sie erstrebten, im Gange des historischen Kulturfortschritts; wurden sie verschmäht von den Klassen, die dem historischen Rückschritt verfallen waren, so förderten sie die Klasse, die bewußt und klar den historischen Fortschritt auf ihre Fahne geschrieben hatte. Es lag ein tiefer Sinn darin, daß die Ernte des ehrlichen Tagwerks, das diese Männer vollbracht haben, in die Scheuern des Proletariats eingebracht worden ist. Beiden gebührt ein ehrenvoller Platz in der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie, obschon sie sich ihr niemals angeschlossen haben, auch dann nicht, als sie selbst erkannt hatten, daß ihre eigentliche Lebensaufgabe gescheitert sei. Sie haben diesen Zeitpunkt noch um zwanzig Jahre überlebt, jeder nach seiner Natur, Guido Weiß in der beschaulichen Ruhe des, wie er selbst einmal von Johann Jacoby sagte, „tugendhaften und weisen Mannes", Rudolf Meyer rastlos umhergetrieben in dem Exil, das ihm sein tapferer Kampf gegen die kapitalistische Korruption und ihren Beschützer Bismarck eingetragen hatte, immer wieder versuchend, fremden Junkerschädeln den Verstand einzuflößen, den er den heimischen Junkerschädeln nicht hatte einflößen können, und immer wieder enttäuscht, bis der Ruhelose die Ruhe im Grabe gefunden hat. Die Frage liegt nahe, weshalb sie den letzten Schritt nicht gethan haben und zur Sozialdemokratie übergetreten seien.

In Wahrheit: sie konnten ihn nicht thun, und es war gut, daß sie ihn nicht thaten. Guido Weiß dachte darin konsequenter und taktvoller als Johann Jacoby, der nach dem Leipziger Hochverrathsprozeß demonstrativ seinen Beitritt zur sozialdemokratischen Partei erklärte. Das bittere Wort, das Weiß damals über diesen Schritt eines sonst von ihm verehrten Mannes äußerte, soll hier nicht wiederholt werden; es wurde aber mehr als gerechtfertigt, als Johann Jacoby bald darauf auf das ihm unter den größten Opfern von den Arbeitern des Leipziger Landkreises eroberte Reichstagsmandat verzichtete, unter schwerer Schädigung der Partei, einfach, weil es ihm genirlich war, als sozialdemokratischer Abgeordneter im Reichstag zu erscheinen. Weiß dachte zu groß von der Arbeitersache,

um blos mit ihr zu demonstriren, und er wußte sich zu sagen, daß er bei seinem Alter, seiner Natur, seiner Vergangenheit nicht praktisch an der sozialdemokratischen Agitation theilnehmen könne. Weit mehr als durch solche Betheiligung, die ihn, so wie er nun einmal war, schnell zerbrochen hätte, ohne der Partei irgend etwas zu nützen, hat er die Arbeiterbewegung dadurch gefördert, daß er ihren Kämpfern seine Blätter immer offen hielt und ihr ehrlicher Bundesgenosse war in ihrem Kriege mit der politischen und sozialen Reaktion.

Nicht Feigheit oder Selbstsucht oder andere unlautere Empfindungen, für die in seiner freien Seele kein Raum war, haben ihn von dem thatsächlichen Uebertritt zur Sozialdemokratie abgehalten, sondern die freiwillige und selbstbewußte Unterwerfung unter eine historische Macht, die stärker war als der Einzelne. Der moderne Arbeiter pflegt dafür kein Verständniß zu haben, ja er darf es nicht einmal haben, sondern muß stets des Goetheschen Wortes gedenk sein: „Mich stört nicht im Innern Zu lebendiger Zeit Unnützes Erinnern Und vergeblicher Streit.“ Aber das historische Urtheil wird auch den Männern gerecht, deren Resignation in einer großen Schicksalswende durchaus reinen Motiven entsprang, deren tragisches Loos Ziegler einst in das Wort kleidete: „Uns bleibt unser Bewußtsein und unser Leid.“ Rudolf Meyer war allerdings viel jünger als Guido Weiß, aber dafür hatte er eine ungleich schwerere Last der Tradition zu schleppen. Er war in den altpreußischen Hinterwäldern aufgewachsen, auf dem platten Lande, in einer Atmosphäre, in die zur Zeit seiner geistigen Entwicklung kaum schon ein Luftzug moderner Kultur gedrungen war. Dieser Narben mag lachen, wer die Wunden nie gespürt hat. Als Meyer mir vor Jahren in trüber Stimmung schrieb, er wisse nicht, was er in Deutschland solle, aber um der Erziehung seines Sohnes willen werde er doch wohl zurückkehren, antwortete ich ihm: Wo Sie politisch in Deutschland bleiben sollen, weiß ich so wenig wie Sie; ich habe mich nach mancher Irrfahrt in den Hafen der Sozialdemokratie gerettet, aber als Ihr ostelbischer Landsmann weiß ich sehr wohl, daß Sie, der um sieben Jahre Aeltere, in diesen Hafen auch nicht gelangen können. Er meinte, damit sei alles gesagt, was über seinen Fall zu sagen wäre.

Heute wären solche Gestalten unmöglich, wie Guido Weiß und Rudolf Meyer waren, es sei denn, es wären flache und verwaschene Kopien. Sie selbst aber waren voll eigenthümlichen historischen Lebens, und ihr Andenken bleibt erhalten in der Reihe der Männer, die den Emanzipationskampf der Arbeiterklasse wirksam gefördert haben, auch wenn sie nicht in Schritt und Tritt mit dem kämpfenden Proletariat marschirt sind. Dieser Lohn krönt die Kämpfe ihres Lebens schöner, als der vergängliche Erfolg des Tages, auf den sie so gänzlich haben verzichten müssen.

---

# Die Holzspielwaaren-Hausindustrie im oberen Erzgebirge.

Von Emil Rosenow.

In den langen Budenreihen der Weihnachtsmärkte, in den blendenden Schaufenstern der großstädtischen Verkaufspaläste sind die Spielwaaren ausgestellt. Tausende begehrlicher Kinderaugen hängen täglich an den bunten Herrlichkeiten, die eine Welt im Kleinen bedeuten, der die Kinderphantasie Leben verleiht. Früher waren die Holzspielwaaren vorherrschend: die Noah-Arche, das Dorf, die Menagerie oder die Kompagnie Holzsoldaten, durch welche der deutsche

Philister seinem blonden Sprößling den für das spätere Musterleben nothwendigen Militärpatriotismus einimpft. Wer jedoch aufmerksam beobachtet, sieht auch im Schaufenster des Spielwaarenbazars eine Umwandlung. Die billigen Holzspielwaaren, die so im Preise gesunken sind, daß das Billigste derselben in den Riesenwaarenhäusern schon längst als Gratisartikel geführt wird, beginnen aus den glänzenden Auslagen zu verschwinden. In den Budenreihen, woselbst die Proletarierfrau mit wenigen Pfennigen die Herrlichkeiten des Dachstuben-Christfests einkauft, werden sie noch vorwiegend geführt; in den Schaufenstern des Spielwaarenbazars sieht man jetzt in der Hauptsache die Metallspielwaaren. Das mechanische Spielzeug hat sich, namentlich in Verbindung mit der Elektrizität, rasch eingeführt, und seitdem wir gelernt haben, in dem Kinderspielzeug ein wesentliches Hilfsmittel des Anschauungsunterrichts zu sehen, welches dem Kinde mathematische Begriffe, Kenntnisse der Physik, Mechanik und Anderes beibringen soll, tritt das plumpe Holzspielzeug mehr und mehr in den Hintergrund. Die Preise sind rapide gefallen und leise hört man schon das Todtenglöcklein einer Industrie anklingen, die nur durch die schauderhafteste Ausbeutung hausgewerblicher Arbeiterfamilien zu ihrer Blüthe gelangen konnte.

Selbstverständlich läßt sich dieser Rückgang nicht allgemein beobachten; schon deshalb nicht, weil die Verfertigung der Spielwaaren ein bedeutender Zweig der deutschen Gesammtindustrie ist, der sich nicht blos über eine einzelne Gegend erstreckt. Berlin, Stuttgart und Nürnberg sind Plätze der Spielwaarenindustrie. Aus Stuttgart und Nürnberg beziehen die Grossisten die hochfeine Waare, wie sie selbst Paris nicht besser liefert; für mittelfeine Waare ist die Sonneberger Umgegend in Thüringen mit dem Zentralpunkt Sonneberg das Hauptproduktionsgebiet. Auch die rauhe Alb in Württemberg liefert viele, namentlich mittelfeine Waare auf den Markt. Für den ordinären Massenartikel aber, der spottbillig hergestellt und geliefert werden muß, ist der Hauptsitz das obere Erzgebirge bis nach Böhmen hinein. Die dortige Holzspielwaarenindustrie kann sich vor der Konkurrenz der Metallspielwaaren nur noch halten durch die niedrigen Engrospreise, die wiederum nur möglich sind durch den Druck der Spielwaarenverleger auf die Arbeitslöhne. So herrscht denn in den Spielwaarenmacherdörfern des sächsischen Erzgebirges ein Arbeiterelend, eine Bedürfnißlosigkeit und eine Entlohnung der menschlichen Arbeitskraft, von der der großstädtische Arbeiter keine Vorstellung hat. Diese besondere Form erzgebirgischer Hausindustrie und ihre Arbeiterverhältnisse hier zu schildern, dürfte für die sozialistische Forschung von Werth sein.

Nur in einem Theile des Erzgebirges ist die Spielwaaren-Hausindustrie heimisch. Am Fuße und an den Hängen des Gebirges wird die Weberei und Strumpfwirkerei betrieben, um Annaberg, Eibenstock die Stickerei und Posamentenfabrikation, um Aue, Schwarzenberg und weiter hinauf sind beträchtliche Werke der Eisenindustrie. Die übrige Produktion bleibt dabei außer Betracht. Die Eisenbahnschienen sind hoch in das Gebirge hinaufgestiegen. Zwischen den Hütten der Hausindustriellen sind die Fabriken emporgewachsen, neben denen der Hausweber und Strumpfwirker seine Existenz nur behaupten konnte, indem er noch mehr hungerte als bisher. Aber die kapitalistische Produktion, die gierig das billige Menschenmaterial ausnützte, hat diesen Proletariermassen schon frühzeitig Klassenbewußtsein eingepeitscht; seit Langem gehören sie zu den Kerntruppen der deutschen Sozialdemokratie und setzen im wirthschaftlichen Kampfe dem Drucke des Kapitals energischen Widerstand entgegen. Anders ist es im oberen Theile des Gebirges, den man nicht nur wegen seines Klimas das „sächsische Sibirien" nennt. Dort wohnt noch eine von der modernen Arbeiterbewegung ziemlich un-

berührte Bevölkerung. Zwar hat auch hier die Eisenbahn schon die Gebirgswände durchbrochen und in den dunklen Fichtenwaldungen, in denen noch hier und da der Auerhahn balzt, gellt der Schrei der Lokomotivenpfeife. Doch die Hauptortschaften werden nur unvollkommen und auf Zweiglinien von der Bahn erreicht und die nächste große Industriestadt Chemnitz ist selbst auf diesen erst in mehreren Stunden zu erreichen. Die Bevölkerung ist in Wahrheit an die Scholle gefesselt. An jener Stelle, an der der Großvater arbeitete, arbeitet noch heute der Enkel unter wenig veränderten Bedingungen und Ansprüchen. Ja, vielfach stellt er sogar noch das Gleiche her. Seine Existenz ist eng mit der Gegend verbunden und der Kapitalist, der die Hungerpeitsche über ihm schwingt, hat eine ganz andere und drückendere Macht, als der Fabrikpascha der Großstadt. Entläßt er den Arbeiter aus dem Fabrikbetrieb oder nimmt er ihm am Liefertag keine Waare ab, so steht der Arbeiter mit seiner Familie zumeist thatsächlich vor der Existenzfrage, denn in dem entlegenen Dorfe hat er nur die eine Möglichkeit der Verwerthung seiner Arbeitskraft. Es ist für ihn eine schwere Sache, sich einen anderen Wohnsitz zu suchen, und zum Verlassen des Ortes entschließen sich auch nur die wenigen energischeren Elemente der erzgebirgischen Arbeiterschaft. In diesen Gebirgsdörfern und an diesem Menschenmaterial bereichern sich die großen Verleger der erzgebirgischen Holzspielwaaren-Hausindustrie.

Die Holzspielwaarenverfertigung im Erzgebirge ist noch nicht so alt wie diejenige anderer Bezirke. Die gleichartige Thüringer Industrie zeigt ihre Anfänge schon im sechzehnten Jahrhundert und die Nürnberger Industrie ist noch älter, denn die Nürnberger Chronik bemerkt, daß schon 1493 Matthäus Ebner mit „kurzen Waaren" nach Lyon handelte. Dagegen hat die erzgebirgische Industrie nur ein geringes Lebensalter: etwa 120 Jahre. Bis zum Jahre 1890 bestand in Seiffen die Firma Hiemann und Sohn, die mit der Geschichte der erzgebirgischen Spielwaarenindustrie eng verknüpft ist. Ihr Vorfahr Moritz Samuel Hiemann, der bis zum Jahre 1768 Kavalleriestabstrompeter war, hat die Industrie im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts im oberen Erzgebirge eingeführt. Er handelte zunächst auf den Märkten mit Zwirnweifen, Nadelbüchsen, Quirlen und Anderem. Guter Erfolg machte es ihm möglich, sein Geschäft von Seiffen aus immer weiter auszudehnen. Bald fand er Nachahmer, von denen jeder andere Bedarfsartikel einführte, und so zeigten sich bald die Anfänge der heutigen Industrie in der Produktion von Küchenartikeln und Spielwaaren aus Holz. Es ist unverkennbar, daß nur thatsächlicher Nothstand es war, der die Bevölkerung dieser Hungerindustrie in die Arme getrieben hat. Die Ergiebigkeit der Erzbergwerke hatte abgenommen. Die Bodenbeschaffenheit des Erzgebirges ist aber nicht derart, daß die Landwirthschaft die zahlreiche Bevölkerung hätte ernähren können. So suchte sie gierig nach einem Erwerbszweig, der es ermöglichte, das Leben zu fristen. Der Waldreichthum des oberen Erzgebirges verwies sie auf die Holzverarbeitung und so erklärt es sich, daß die Schnitzerei bald der Nahrungszweig der an Entbehrung gewöhnten Bevölkerung der Gebirgsdörfer wurde.

Früher hat diese Industrie ihre Arbeiterschaft besser genährt. Die Zahl der selbständigen Existenzen war größer und obwohl die ordinäre Holzspielwaare stets gering im Preise stand, war der Engrospreis noch nicht so gesunken, so daß auch bessere Löhne gezahlt wurden. Die jetzigen Löhne sind dagegen die erbärmlichsten Hungerlöhne. Eine Untersuchung, die ich während der Reichstagswahl selbst in den Dörfern vornehmen konnte, und Briefe von 22 Spielwaarenmachern der verschiedenen Ortschaften, die meine Anfragen beantworteten, konsta-

tiren, daß sogar diese Löhne immer noch weiter sinken. Die selbständigen Existenzen hat der Spielwaarenverleger in Grünhainichen und Olbernhau aus dem Wege geräumt. Mit seinen Spottpreisen kann Niemand konkurriren und er versorgt die Märkte von Chemnitz, Dresden und Leipzig ebenso wohl wie die von London, New York oder Johannesburg. Die Gründe für das Sinken der Löhne sind einmal zu suchen in dem anfangs schon skizzirten Vordringen der Metallspielwaaren, zum Anderen in der Anlage großer Fabriken, die die reichen Wasserkräfte des oberen Erzgebirges benutzen. Die ganze bessere Waare, an der noch etwas verdient wurde, wird nun mit den Holzbearbeitungsmaschinen billig hergestellt, und dem um seine Existenz ringenden Hausindustriellen bleibt nur die Schundwaare und das „Elendsvieh". Kein Wunder, daß es mit ihm bergab geht und seinen Rückgang weder die sächsische Fachschule in Grünhainichen, noch die in Seiffen aufhalten können, mögen beide auch noch so Vorzügliches leisten.

Der erzgebirgische Spielwaarenindustriebezirk wird in zwei Theile zerlegt, einen oberen und einen unteren. Der Verlagsplatz des oberen Bezirks ist Olbernhau; zu ihm gehören die Spielwaarenmacherdörfer Blumenau, Hallbach, Neuhausen, Deutschneudorf, Deutschkatharinaberg, Ober- und Niederneuschönberg, Seiffen, Rothenthal, Ober- und Niederseiffenbach und Heidelberg. Der Verlagsplatz des unteren Bezirks ist Grünhainichen und es gehören zu ihm Waldkirchen, Borstendorf, Wünschendorf, Eppendorf, Börnichen, Pobershau. Aus der Zahl der weit auseinander liegenden Ortschaften sieht man schon, daß der erzgebirgische Bezirk der Spielwaarenindustrie sehr groß ist. Er ist jedoch noch größer, als hier bezeichnet, denn außer Betracht gelassen ist hier der an ihn grenzende böhmische Spielwaarenbezirk, der auch noch sieben Ortschaften umfaßt.

Wer an den Verlagsplätzen Grünhainichen und Olbernhau die großen Fabriken sieht oder, bei einem Rundgang durch die Orte, die reizenden Villenbauten gewahrt, wirkliche Schmuckkästchen, die, inmitten grünender Gärten, sich die Spielwaarenverleger erbaut haben, wird einfach nicht glauben, daß die umliegenden Dörfer solch namenloses Elend bergen. Renommiren die Spielwaarenverleger dem Fremden gegenüber doch gerne mit der Gesammtlohnsumme, die sie zahlen, und verweisen auf die „Genügsamkeit" und „Zufriedenheit" der obererzgebirgischen Bevölkerung, welche jetzt die sozialistischen Agitatoren zu zerstören versuchten. Aber man braucht nur hineinzuschauen! Wenn eine Olbernhauer ältere Verlagsfirma sich damit brüstet, sie habe an einem Liefertag 20000 Thaler zur Auszahlung gebracht, so gehört dies eben vollständig jener Vergangenheit an, da die Spielwaarenmacherfamilien wöchentlich noch 30 bis 50 Thaler — der Sage nach! — verdienten. Tempi passati!

Nur an bestimmten Tagen, und in größerer Menge an den Liefertagen, Mittwochs und Sonnabends, finden sich die Spielwaarenmacher in Grünhainichen und Olbernhau ein. Vom Bahnhof her mit dem Frühzug, auf der Landstraße von den nahegelegenen Orten kommen die abgerackerten Männer, die schmächtigen Frauen und Kinder an. Jeder hat auf dem Buckel den Tragkorb, gefüllt mit Schnitzwaaren, deren Last sie knechen macht. So gehen sie zum „Liefern" in das Lager des Verlegers. Hier wird die Waare geprüft, berechnet, bezahlt, und die Szenen, die sich dabei entwickeln, ähneln oft aufs Haar den erschütternden Vorgängen im ersten Aufzug von Hauptmanns „Webern". Nun, elf, wenn's gut geht, dreizehn Mark scharrt der Spielwaarenmacher vom Zahltisch des Verlegers als Verdienst seiner ganzen Familie zusammen. Dafür hat er sich eine lange Woche mit Weib und Kindern abgerackert. Während er das Gebirgsdorf aufsucht, um wieder bis in die Nacht hinein sich zu schinden und zu placken,

wandern die hübschen Spielwaaren, die bunten Holzsoldaten, die Thiere, die Häuschen, die Wagen in die großen Vorrathsräume des Verlegers. In langen Arbeitssälen sind die Packer und Packerinnen thätig. Sie entnehmen den Körben hier ein paar Häuschen, dort ein paar Männchen oder Thiere, verpacken sie mit geübter, flinker Hand in Holzschachteln, die dann numerirt, nach ihrer Größe geordnet, in die Niederlagen kommen. Von hier werden sie in Kisten verpackt und gelangen mit Schiff und Eisenbahn bis in die entferntesten Weltgegenden. Gewiß ist es nicht das einzelne Schock, an welchem der Verleger seinen Riesenprofit macht. Die Waare ist im Preise gesunken, aber die Masse bringt es immer noch. Der Katalog manches Verlegers weist ein paar Tausend Nummern auf und man staunt über die Menge der verschiedenen Spielwaaren, wenn man die Musterzimmer dieser Großkaufleute betritt.

Für den gewissenhaften Erforscher gesellschaftlicher Zustände endet das Studium dieser Industrie freilich nicht im Musterzimmer des Verlegers. Er muß hinausgehen in die Dörfer, in denen die Heimarbeiter der Spielwaarenindustrie wohnen. Dort wird er eine Ausbeutung der Waare Arbeitskraft kennen lernen, wie sie gleich „rationell" ein Fabrikant in seinem Betrieb gar nicht durchführen kann. Ist an und für sich die rückständige Produktionsform der Hausindustrie zugleich die schlimmste Art der Ausbeutung — Selbstausbeutung, Kinder- und Frauenausbeutung —, so ist es die Spielwaaren-Hausindustrie im Besonderen. Diese Drechsler, Schnitzler, Schachtelmacher, Flintenmacher, Trommel- und Metallophonmacher oder in welche besonderen Arbeitszweige sie sich sonst noch theilen, sind Handwerker, und in ihrem weltfernen Gebirgsort haben sich viele von ihnen noch ein gut Stück des alten Handwerkerstolzes bewahrt, der sie ihren Meistertitel mit Nachdruck betonen läßt. Auf diese paßt noch das Lassallesche Wort, daß man dem deutschen Arbeiter erst beweisen müsse, er sei in einer traurigen Lage, bevor er sich zu ihrer Besserung entschließe. Von frühester Jugend an haben sie mitthätig sein müssen, Ueberanstrengung und Selbstausbeutung ist bei ihnen traditionell und so fehlt vielen von ihnen noch das rechte Empfinden für das Erbärmliche ihrer Lage, bis die vordringende Arbeiterbewegung auch sie in ihre Kreise reißt.

Es ist interessant, aber schwierig und wohl auch zu weitführend, diese selbständigen Hausindustriellen nach ihren Arbeitszweigen aufzuführen; sie sind dazu zu mannigfaltig. In Rothenthal, Neuhausen, Deutschneudorf, Deutsch-Einsiedel, Pobershau ist hauptsächlich die Holzdreherei und die Anfertigung von Puppen- oder Kindermöbeln zu finden. In den Orten Seiffen, Heidelberg, Ober- und Niederseiffenbach, Brüderwiese, Dittersbach wird vorherrschend die Viehschnitzerei betrieben; diese ist die Anfertigung jener kleinen Thiere, welche in die Menagerie-, Bauernhof- oder Noah-Archekasten beigegeben werden. Wieder andere Artikel werden in Blumenau, Nieder- und Oberneuschönberg, Hallbach, Wünschendorf angefertigt. Hier machen die Arbeiter Papphäuser, Baukasten, Dominospielkasten, „Klingkistchen", einfache Holz-Musikspielzeuge, und dergleichen. Früher wurden auch Federkasten und Kinderflinten in Massen von den Hausindustriellen hergestellt. Als jedoch die Olbernhauer und Grünhainichener Fabrikindustrie sich auf diese Gegenstände warf, konnte die Hausindustrie nicht mehr mit und mußte großentheils den Artikel aufgeben.

Beim Einkauf von Holzspielwaaren im Laden des Kleinhändlers muß man oft staunen über die enorme Billigkeit der speziell erzgebirgischen Erzeugnisse. Eine Holzschachtel mit sieben Häuschen und drei Bäumchen oder eine Holzschachtel mit einem Hirten und Vieh kostet nicht mehr als zehn Pfennig! Ein bunt-

gestrichenes Pferd von beträchtlicher Größe, ein mit Watte bezogenes Schaf: zehn Pfennig. Nicht theurer sind im Verhältniß alle übrigen Erzeugnisse der erzgebirgischen Holzspielwaaren-Hausindustrie und manchmal könnte man glauben, der Verkaufspreis stelle nicht einmal den Werth des Rohmaterials dar, wenn man nicht wüßte, daß sie Alle, der Verleger, der Großkaufmann bis herab zum Kleinhändler, an der Arbeit erzgebirgischer Proletarierhände noch beträchtlich profitiren wollten. Diese Billigkeit der Waaren wäre undenkbar ohne die bis ins Kleinste durchgeführte Arbeitstheilung. Jede Gruppe der Spielwaarenarbeiter theilt sich wieder in Unterabtheilungen, Einer arbeitet dem Anderen in die Hände. So ist der Vorarbeiter des Drechslers der sogenannte „Astelhacker". Der behackt den rohen Ast, „das Astel", so, daß er für die Verarbeitung auf der Drehbank fertig ist, und verkauft ihn dann an den Drechsler. Unter den Drechslern sind wieder die Reifendreher zu nennen. Mit der Zirkelsäge durchschneiden diese die noch nassen Holzstämme zu 10 bis 15 Zentimeter hohen Scheiben und drehen sie auf der Drehbank mit Schablonen innen und außen so ab, daß die zukünftigen Pferde, Hunde, Schäfchen und andere Thiere in ihren Umrissen hervortreten. Diese Scheiben kaufen die Schnitzler, spalten und schnitzen sie in dreißig bis vierzig Theile und geben sie weiter an die Maler. Im oberen Erzgebirge pachten viele Drechsler sich eine oder mehrere Stellen im Drehwerk. Es sind dies Anlagen, die theils die natürliche Kraft des Wassers, theils die Dampfkraft benutzen, um die Drehbänke zu bewegen. Die Drechslerstelle kostet in der Regel dem Drechsler monatlich sechs bis acht Mark Pacht. Für den erzgebirgischen Drechsler ist das eine hohe Summe und er muß sehr fleißig sein, um seine Rechnung dabei zu finden. Bis in die sinkende Nacht gilt es, im Drehwerk oder daheim in der niedrigen Arbeitsstube ununterbrochen zu schaffen. Wie diese elend entlohnten Proletarier ihre Muskelkraft ausnützen müssen, zeigt ein Blick auf die Produktion des Einzelnen und die ganzer Familien.

Ein Bäumchendreher fertigte täglich bis zu sechs Schock — 360 Stück — Bäumchen an. Ein Drechsler kann es täglich vielleicht auf zehn Schock — 600 Stück — Zündholzbüchsen oder vier Schock — 240 Stück — Nadelbüchsen bringen. Ein Schnitzler schnitzte in der Stunde etwa 200 Stück Thiere, und in einem Tage, da er täglich zwölf Stunden schnitzte, brachte er es auf vierzig Schock. Von einem einfachen Kinderspielzeug, einem Affen, der am Stocke hin- und hergeschoben werden kann, von den Spielwaarenmachern kurzweg „Steckelaff'" genannt, stellte eine dreigliedrige Familie wöchentlich drei- bis dreieinhalbtausend Stück her. Es sind dies jedoch außergewöhnliche Arbeitsleistungen; durchschnittlich bringt es kein Arbeiter und keine Familie auf viel mehr als die Hälfte des oben Angegebenen. Und auch diese Arbeitsleistung ist nur dadurch möglich, daß die ganze Familie des Spielwaarenmachers, die kleinsten Kinder eingeschlossen, mit thätig ist. Für sie ist die Zeit kostbar, denn manches Schock muß abgeliefert sein, bevor einige wenige Pfennige verdient sind. Die kleinen Gegenstände müssen vielmal durch die Hände der Arbeitenden gehen, ehe sie geschnitzt, gefärbt, fertiggestellt und abgezählt sind. Ein Holzhampelmann — „Zappelmänner" nennen sie die Spielwaarenmacher — besteht aus elf verschiedenen Theilen; ein einfacher Holzsoldat, 5—6 Zentimeter hoch, muß bis zur völligen Fertigstellung dreizehnmal durch die Hände gehen. Das zwingt den Spielwaarenmacher, von der Frau bis zum Jüngsten, Alle arbeiten zu lassen. Und wenn das kleinste Kind, welches sich kaum allein fortbewegen kann, auch nicht mehr leistet, als daß es mit dem Farbpinsel den Holzsoldaten die gelben Knöpfepunkte antupft, so leistet es doch eine Arbeit, die bei der Gesammt-

produktion der Familie mit in Betracht kommt. Wenn so der erzgebirgische Spielwaarenmacher mit seiner ganzen Familie täglich vierzehn bis fünfzehn Stunden oder auch noch länger gearbeitet und viele Schock Waare hergestellt hat, so stellt der Arbeitslohn, den er am Liefertag nach Hause bringt, doch kaum das dar, was er zur Fristung des Lebens nöthig hat.

Bevor hier auf die Löhne näher eingegangen wird, sei ausdrücklich festgestellt, daß die folgenden Angaben von Spielwaarenmachern selbst herrühren. Sie sind also durchaus zuverlässig und wenn auch die in den Löhnen ausgedrückte kolossale Entwerthung der menschlichen Arbeitskraft fast unglaublich erscheint, entspricht sie doch den Thatsachen. Es sei darauf verzichtet, hier sämmtliche 22 mir zugegangenen Auskünfte obererzgebirgischer Spielwaarenmacher wiederzugeben; sie wiederholen vielfach von mir schon Geschildertes. Einzelne Angaben, die einen sicheren Schluß auf den durchschnittlichen Arbeitsverdienst der Familien zulassen, seien aus dem Ganzen hervorgehoben.

In den Orten Seiffen und Heidelberg im Erzgebirge wird hauptsächlich Folgendes hergestellt: Wagen, von den kleinsten bis zu den größten, Soldaten, Thiere, Häuser, Holzkreisel, Hampel-, Zieh- oder Zappelmänner, Schiffe, Puppenservice aus Holz und dergleichen.

Die Gegenstände „Wagen mit Pferd" erhält der Hausindustrielle vom Spielwaarenverleger nach dem Dutzend bezahlt. Für das Dutzend, in ziemlicher Größe, beträgt der Lieferpreis 2,40 Mark. Die fünffache Familie, von welcher diese Angaben stammen, fertigt während einer Woche etwa 120 „Wagen mit Pferd" an, also 10 Dutzend. Am Liefertage vereinnahmt sie mithin 24 Mark. Von dieser Summe hat der Spielwaarenmacher noch das gebrauchte Holz zu bezahlen, die Farbe, den Leim; Ausgaben, die er nicht zu hoch auf 14 Mark veranschlägt. Mithin bleiben dieser Familie als thatsächlicher Wochenverdienst 10 Mark!!

Es ist dies aber durchaus noch nicht der geringste Verdienst. Andere Artikel, wie namentlich die kleinen Thiere — „Elendsvieh", wie bezeichnender Weise die Spielwaarenmacher sagen —, sind noch viel mehr im Preise gesunken. Die von dessen Herstellung lebenden Familien müssen thatsächlich hungern. Die Thiere werden nach Schock bezahlt, eine Verrechnung, die sich von Alters her erhalten hat. Für das Schock Thiere bezahlt der Verleger bis zu 15 Pfennig. Nun brachte eine bestimmte Familie die Woche 6000 Stück oder 100 Schock zur Ablieferung. Vom Arbeitslohn mußten für Holz 7 Mark in Abzug gebracht werden, für Farbe, Leim und Lack 3 Mark, so daß als Wochenverdienst dieser sechsköpfigen Arbeiterfamilie 5 Mark verblieben!!!

Eine andere, ebenfalls sechsköpfige Arbeiterfamilie, in der fast alle arbeiteten, verfertigte für den Verleger „Zappelmänner", das Schock für 30 Pfennig. Sie brachte in der Woche 1800 Stück oder 30 Schock zur Ablieferung. Für Holz, Farbe u. s. w. bringt sie in ihrer Auskunft nur 3 Mark in Anrechnung; sie hat demnach einen wöchentlichen Arbeitsverdienst von 6 Mark gehabt!

Eine Seiffener Familie brachte die Woche 100 Schock Holzsoldaten zur Ablieferung. Bezahlung pro Schock 15 Pfennig. Abzug für Holz, Farbe u. s. w. 8 Mark. Wochenverdienst somit 7 Mark! Diese Familie besteht aus Vater, Mutter und drei kleinen Kindern.

Das Schock kleiner Holzschiffe kauft heute der Verleger vom Spielwaarenmacher für 18 Pfennig! Eine Familie brachte wöchentlich 80 Schock zur Ablieferung. Für Holz u. s. w. mußte sie 8 Mark in Anrechnung bringen. Darnach verblieb ihr ein Wochenverdienst von 6,40 Mark.

Ein Spielwaarenmacher brachte pro Woche an Holzsoldaten besserer Qualität 60 Schock zur Ablieferung. Für das Schock erhielt er 20 Pfennig. Sein Wochenverdienst belief sich, nach den Abzügen für Holz u. s. w., auf 8 Mark.

In den Fabriken der Seiffener Gegend ist der Verdienst der Arbeiter kaum höher. Die Wochenlöhne schwanken zwischen 9 bis 11 Mark.

Der Gesammt-Jahresverdienst der Spielwaarenmacher in Heidelberg und Seiffen beläuft sich auf 250 bis 500 Mark!!! Höheren Verdienst haben nur wenige Familien, die in der Selbstausbeutung alle übrigen übertreffen.

Erwähnt sei hier noch die Konkurrenz, welche die armen Gebirgsbauernfamilien den Spielwaaren-Hausindustriellen machen müssen. Die mageren Ackerstreifen des oberen Gebirges tragen nicht so viel, um ihre Bebauer zu ernähren, und wenn der Winter die Felder verschneit, sitzen die Bauernfamilien bei der Oellampe und schnitzen für den Verleger. „Was die kleinen Landwirthe betrifft", schreibt mir ein Spielwaarenmacher, „so müssen fast alle Holzspielwaaren machen, denn der größte Theil hat hier mit ganz wenig Geld ein kleines Grundstück gekauft und sie sind darauf angewiesen, etwas Spielwaaren zu machen, daß so Eins das Andere trägt."

In der Seiffener Gegend und den Orten an der böhmischen Grenze sind die Löhne am meisten gesunken; anderwärts wird hie und da noch etwas mehr bezahlt. So geben die wenigen Hausindustriellen, die noch in Neuhausen sind, ihren Wochenverdienst auf 11 bis 13 Mark an. Sie verfertigen Puppenmöbel. Auch im unteren Bezirk der Spielwaarenhausindustrie, die nach Grünhainichen liefert, ist etwas besserer Verdienst zu verzeichnen.

Uebereinstimmend wurde mir aber im ganzen unteren Bezirk mitgetheilt, daß die Löhne in den letzten Jahren unaufhörlich gesunken sind: dagegen ist das Material des Arbeiters, das Holz, im Preise gestiegen. Dasselbe konnte ich auch im oberen Bezirk konstatiren. In einem Zeitraum von 10 bis 12 Jahren sind in diesem überall Fabriken entstanden, die heute an ihren Maschinen 25 bis 200 Arbeiter beschäftigen. Die Fabrikindustrie hat bewirkt, daß in der Hausindustrie die Löhne für das Schock Waare um 30 bis 40 Prozent gesunken sind. Auch müssen die Spielwaaren dem Verleger heute zumeist größer geliefert werden, als früher. Dabei ist der Holzpreis um 80 Prozent gestiegen und auch das übrige Material ist theurer geworden.

Nicht nur eine Herabdrückung des Einkommens des Hausindustriellen hat die Fabrikindustrie bewirkt, sie hat auch die Existenz des Hausindustriellen direkt untergraben. Vor einem Dezennium waren in dem schon genannten Rothenthal 120 Holzdrechsler thätig, die nur Spielwaaren verfertigten. Heute sind noch 55 ortsanwesend und von diesen wieder konnten 20 ihre Existenz nur dadurch erhalten, daß sie sich auf andere Dreherei warfen. So hat die Fabrikindustrie unter den selbständigen Hausindustriellen aufgeräumt. Das Gleiche gilt in Bezug auf die Federkastenmacher. Waren vor etwa 10 Jahren in Rothenthal 30 bis 40 selbständige Federkastenmacher thätig, so giebt es deren heute nur noch zwei dort. Dafür aber sind jetzt in Rothenthal 4 Fabriken in Betrieb, die 20 bis 70 Arbeiter beschäftigen. „In weiteren 10 Jahren", so schreibt mir mit Recht der Rothenthaler Holzdrechsler, „wird hier und in der Umgegend die Hausindustrie in der Spielwaarenbranche ganz aufgehört haben." Soweit heute die Fabrik Hausindustrielle beschäftigt, thut sie es nur, um Kinderkräfte ausnützen zu können. Das Beschlagen der Federkästen mit Schlössern, Scharnieren und Schildern wird von den Fabriken an die Hausindustrie vergeben. Für das ganze Gros fertig beschlagener Federkästen werden 30 Pfennig Lohn bezahlt!!! Nun müssen zum

Beschlag eines Kastens 14, 16 oder auch noch mehr Stifte verwendet werden, so daß um 30 Pfennig zu verdienen 1900 bis 2500 Stück Stifte eingeschlagen werden müssen!!! Der Fabrikarbeiter würde diese Arbeit, selbst bei äußerster Bedürfnißlosigkeit, so billig nicht leisten können. Da nun Kinderarbeit in der Fabrik verboten ist, wird die Arbeit an die Hausindustrie vergeben. Die Ausbeutung der zarten Kinderfinger, welche die Arbeiterschutzgesetzgebung der Fabrik verbietet, kann dergestalt in der Hausindustrie desto gründlicher fortgesetzt werden.

In Deutschneudorf und anderen Orten an der böhmischen Grenze werden Federbüchsen noch von Hausdrechslern hergestellt. Sie erhalten für das Schock 1,20 Mark bis 1,50 Mark. Die böhmischen Hausindustriellen liefern das Schock schon zu 1 Mark an die Deutschneudorfer Einkäufer. Die zur Herstellung der Büchsen verwendeten Hölzer werden ausschließlich aus Böhmen bezogen und kosten dem Drechsler die Hälfte seines Verdienstes. Im Durchschnitt stellt er täglich 2 bis 3 Schock Büchsen her und der Verdienst einer ganzen Woche übersteigt selten 9 Mark. Wo in den Orten an der böhmischen Grenze Viehschnitzerei betrieben wird, sind die Löhne auf dem tiefsten Stande angelangt. Der Viehschnitzler, der an den Drechsler noch $3^1/_2$ Pfennig pro Schock abgeben muß, kann für sich kaum einen Reingewinn von 3 Pfennig am Schock herausrechnen und seine Familie hat zumeist in der Woche kaum 7 Mark für ihren Lebensunterhalt. Hier ist auch die schlimmste Kinderausbeutung zu finden. Schon im fünften, spätestens im sechsten Lebensjahr bekommt das Kind den Schnitzer in die Hand. Die Arbeitszeit der Erwachsenen, die kurz vor den Liefertagen manchmal erst um Mitternacht endet, wird auch seine Arbeitszeit und in der dumpfen Stube des Schnitzlers muß bei Ueberarbeit und Unterernährung die Gesundheit dieser armen Proletarierkinder langsam dahinsiechen.

Wie tief die Preise gesunken sind, zeigt recht beweiskräftig die Mittheilung eines Kegeldrehers. Die Kegeldreherei wird vornehmlich noch in Oberlochmühle, einem kleinen Orte an der böhmischen Grenze, betrieben, und obwohl der Artikel heute so schlecht bezahlt wird, daß ein Arbeiter kaum seine Rechnung dabei findet, wenden sich die einmal auf die Massenproduktion eines solchen Artikels eingerichteten Arbeiter nur selten einem anderen zu. So werden denn auch heute in Oberlochmühle noch immer Kegel gedreht. Während nun die Kegeldreher früher für einen Satz Kinderkegel — ein Satz sind 9 Kegel und 2 Kugeln — Nr. 3 1 Mark erhielten, bekommen sie heute für dieselbe Qualität nur noch 45 Pfennig. Davon sind noch die verbrauchten Hölzer abzurechnen; bleiben als Verdienst am Satze 22 Pfennig.

Es wird vielfach von den Leuten, die da glauben, gesellschaftliche Mißstände bessern zu können, indem sie sie beschönigen, so dargestellt, als hätten die Hausindustriellen der erzgebirgischen Spielwaarenbranche neben ihrem Arbeitsverdienst noch ein anderes Einkommen aus Ackerbau und Stallvieh. Damit will man es erklären, daß diese Bevölkerung mit den Hungerpfennigen des Verlegers ihr Dasein fristet. *Aber eine solche Darstellung ist durchaus unwahr!* Vier Fünftel der erzgebirgischen Spielwaaren-Hausindustriellen haben kein anderes Einkommen als den Ertrag ihrer Arbeit, und die Wenigen, die etwas besitzen, müssen es vollauf zur Bezahlung ihrer Schuldzinsen verwenden.

Umsomehr muß sich einem Jeden die Frage aufdrängen, wie es denn nur möglich ist, daß eine Bevölkerung von solchen Elendslöhnen ihr Dasein fristen kann? Denn es handelt sich hier nicht um etliche Hundert Menschen, es handelt sich thatsächlich um eine ganze Bevölkerung. Im Erzgebirge leben *zwölftausend*

Menschen von der Holzspielwaaren-Hausindustrie! Dem großstädtischen Arbeiter erscheint es einfach unmöglich, daß ein Mensch, selbst bei äußerster Bedürfnißlosigkeit und bei den niedrigsten Anforderungen an das Leben, von solchem Einkommen existiren könne. Nun wohl, das tägliche Leben der hausgewerblichen Familien der erzgebirgischen Spielwaarenindustrie ist auch entsprechend dem Tiefstand der Löhne. Es ist ein dauernder Verzweiflungskampf um die Existenz, in welchem der Sieg von Tag zu Tag erkämpft wird durch Hunger, Krankheit und Thränen. Fleisch bekommt der Spielwaarenmacher das ganze Jahr hindurch kaum zu sehen. Wenn schon die Statistik uns aus den großen Industriestädten, wie Chemnitz, eine dauernde Steigerung des Konsums von Hundefleisch meldet, was ließe sich erst aus dem Erzgebirge berichten! Die Arbeiter im sächsischen Niederland spötteln gerne über den Hering, den „Karpfen des Erzgebirglers". Ja, wenn die Spielwaarenmacherfamilien nur immer ihren Hering hätten! Doch dazu reicht der geringe Verdienst gar nicht aus. Die regelmäßige Nahrung ist „Kaffee" genannte Zichorienbrühe mit Kartoffeln. Kartoffeln tagaus, tagein, Kartoffelspeise in wechselnder Zubereitung, da das Brotessen zu theuer ist. Schon in der Morgenfrühe erscheinen die Kartoffeln auf dem Tische. Bald sind es „Erdäppel rund", d. h. Kartoffeln in der Schale mit Salz, bald Kartoffelklöße — aber immer sind es Kartoffeln. Will die Familie einmal etwas besonders Gutes essen, so macht die Mutter „Tausch" oder „Talken". Sie reibt rohe Kartoffeln zu Brei, der rohe Brei wird mit dicker Buttermilch vermengt, tüchtig gesalzen und das Ganze dann in Leinöl gebacken. Ueberhaupt wird Fett, Butter oder Margarine stets durch Leinöl ersetzt, da dies Alles zu kostspielig ist. Wie es bei solcher Ernährung um die Gesundheit der Familie steht, braucht hier nicht erst näher erörtert zu werden. Alle Krankheiten, die aus Unterernährung resultiren, sind in diesen Familien zu finden und mit Sorgen und Thränen zieht die Mutter die schwächlichen Kinder groß.

Es ist eigentlich ein ergreifendes Schauspiel, dieses soziale Sterben einer großen Produktionsschicht. Denn um nichts Anderes handelt es sich. Die Tage der erzgebirgischen Spielwaaren-Hausindustrie sind gezählt. Die Löhne sind auf einem Tiefstand angelangt, unter den die Ausbeuter der Arbeiterfamilien sie nicht viel mehr hinabdrücken können, und schon längst würden die Hausindustriellen sich anderen Erwerbsarten zugewandt haben, wenn die entlegenen Dörfer des oberen Erzgebirges ihnen solche böten. Sobald aber der Druck auf die Arbeitslöhne nicht mehr möglich ist und die erzgebirgischen Spielwaarenverleger ihr Absatzgebiet nur noch behaupten können durch Verzicht auf den größten Theil des Unternehmerprofits, wird ihnen, nach berühmten Mustern, die Produktion „unlohnend" erscheinen und sie werden diese entweder aufgeben oder andere Artikel einführen.

---

# Molinella.[1]

## Von A. O. Olivetti.

Dieser schöne italienische Name, der so hell und lustig wie eine Fanfare klingt, erinnert die Bewohner dieses schönen Landes an menschliche Leiden, die jeder Beschreibung spotten, und an Kämpfe, die mit der Wuth der Verzweiflung geführt wurden. Der Name Molinella hat sich dem Herzen der italienischen Proletarier eingeprägt, wie der von Carmaux dem der französischen Arbeiter, denn es ist der

[1] Wegen Raummangel verspätet. Die Redaktion.

heftigste, erhabenste und tragischste der Kämpfe, die bisher in Italien von den gedrückten Landarbeitern gegen die kapitalistischen Ausbeuter ausgefochten wurden.

Ja, meines Wissens hat sich in keinem Lande ein ländlicher Strike abgespielt, an dem zwanzigtausend Arbeiter zwei Monate hindurch ohne Unterstützung, ohne Mittel, ohne Hilfsquellen irgend welcher Art betheiligt waren. Zwei Monate führten sie den Kampf, obgleich sie erschöpft sein mußten durch die lange Arbeitslosigkeit des vorangegangenen Winters und den einen ganzen Monat währenden Strike im vorangegangenen Sommer. Aber nicht die Thatsache, daß ländliche Arbeiter in Italien gestrikt haben, ist das Bemerkenswerthe an dem mit Recht berühmten Ausstand von Molinella, sondern der Geist, der die Strikenden erfüllt hat, die Prinzipien, von denen sie ausgegangen sind, der Opfermuth und die Hingabe, womit sie ihn durchgekämpft haben. Schon vorher haben ländliche Arbeiter, ausgehungerte und unwissende Bauern für einen Augenblick den Pflug verlassen und getrieben von unsäglichem Elend und blinder Wuth ihren Peinigern Rache geschworen. Verwüstend und blind wüthend ergossen sie sich über die bestürzten Dörfer, bis die Bleikugeln der Soldaten unter ihnen arg aufgeräumt hatten, sie zum Stillstand zwangen. Dumpfe Bestürzung, tiefe Niedergeschlagenheit griffen dann um sich. Die arme, geplagte „menschliche Bestie", die für einen Augenblick sich gesenkten Hauptes dem Hinderniß entgegengestürzt hatte, fiel in die alte verdrossene Unterwürfigkeit zurück, und der eisernen Kette, welche sie an die Scholle fesselte, die für Andere gesegnet an Gütern und wunderbaren Ernten war, fügte sich ein Glied mehr an. Derartige Landarbeiterunruhen spielten sich in dem Gebiet von Mantua und Polesine ab, dasselbe Schauspiel sah man in den Ebenen der Lombardei und schließlich in Sizilien. Diese Ausstände haben nichts gemein mit der Bewegung des klassenbewußten Proletariats, das die Umgestaltung der Gesellschaftsordnung erstrebt; ja, diese Aufstände schaden direkt der Verbreitung der sozialistischen Idee: wehe dem Agitator, der sich vor drei oder vier Jahren in die lombardische Ebene begeben hätte, die vorher der Schauplatz von Füsiladen, Prozessen und Verfolgungen war. Die Verwandten der Getödteten und Verurtheilten thaten sich eiligst zusammen, um gegen den Unvorsichtigen vorzugehen, machten sie doch ihn, als den Träger der sozialistischen Idee, verantwortlich für die vorangegangene Katastrophe. Gar manche Genossen, die sich in jene Gegenden gewagt hatten, verdankten die Rettung ihres Lebens nur der Schnelligkeit ihrer Beine. Mit Steinwürfen und höhnischen Worten zwang man sie, zu fliehen.

Noch ist in aller Erinnerung die ungeheure Enttäuschung der allzu leichtgläubigen italienischen Genossen über die agrar-sozialistische Bewegung in Sizilien. Im Nu stand ganz Sizilien im Aufruhr! In wenigen Monaten war eine künstliche von Begeisterung erfüllte Organisation entstanden, ein revolutionärer Sentimentalismus erfüllte die Bevölkerung der schönen Insel. Aber ebenso schnell war alles verschwunden, kein Funken sozialistischen Bewußtseins und Glaubens an den Sieg des Proletariats blieb in jenen Köpfen zurück, die gestern noch in hellen Flammen wie feuerspeiende Berge, heute verödet und leer sind, wie seit Jahrhunderten erloschene Vulkane. Und doch hatten die italienischen Sozialisten außerordentlich große Hoffnungen auf diesen gewaltigen Ausbruch der berechtigtsten Unzufriedenheit gesetzt.

Völlig anders wie diese ephemeren Bewegungen ist der Strike von Molinella zu beurtheilen. Arme, auf die niedrigste Lebenshaltung heruntergedrückte, schon seit der Geburt ausgehungerte, jeder Hoffnung auf Besserung beraubte Bauern und Frauen, verstanden es, einen, nach Haltung und Taktik wunderbaren, durchaus modernen Strike zu inszeniren. Sie blieben allen Provokationen gegenüber ruhig, allen Verlockungen und Vorspiegelungen gegenüber unerschütterlich kalt und dabei doch heiter und äußerst fest. Mit einem Lächeln auf den Lippen, mit unerschütterlichem Glauben im Herzen, ließen sie sich ins Gefängniß werfen, mißhandeln und auf jede Art peinigen. Und doch waren sie von demselben Elend heimgesucht, vielleicht von einem noch schwereren, wie ihre Genossen in Mantua, in der Lombardei und in Sizilien. Auch hier hatten die Arbeitgeber sich als Virtuosen der Brutalität

erwiesen. Die Arbeiter waren aber stark, weil sie von Klassenbewußtsein durchdrungen, weil sie erfüllt waren von dem Streben nach dem hohen, politischen Ziele, welches das Innerste des internationalen Proletariats bewegt, mit einem Worte, weil sie Sozialisten waren.

Der Name eines kühnen und bescheidenen Helden, der seit zehn Jahren unter den Bauern lebt und einer der Ihren geworden ist, verdient der Nachwelt überliefert zu werden. Er erfüllte die Bauern mit einem warmen und heiteren Glauben und gab der Bewegung einen höheren Charakter. Er verstand es, die Gebeugten wieder aufzurichten und die Menschen, die früher den Thieren ähnlich waren, als ihrer Aufgabe bewußte und mit Begeisterung erfüllte Proletarier zum ersehnten Siege zu führen. Dieser Mann ist Guiseppe Massarenti, der unermüdliche Agitator. Er ist milde mit den Schwachen, streng mit den Unterdrückern, ein echt italienischer Propagandist und Sozialist.

Molinella ist eine Gemeinde von Bologna mit ungefähr elftausend Einwohnern, von denen mindestens neuntausend Tagelöhner sind. Es ist von Reisfeldern, dem Reichthum dieses Ortes, aber auch zugleich dessen Schmach, umgeben.

Die hohe Produktivität der Reiskultur, die durch die natürlichen Bodenverhältnisse begünstigt ist, veranlaßte die Besitzer, diese Bewirthschaftung des Bodens jeder anderen vorzuziehen. Die gesicherte Arbeit und die relativ günstigen Existenzbedingungen lockten eine dichte Bevölkerung heran. Die kapitalistische Spekulation schuf eine künstliche Uebervölkerung bei ziemlich niedrigen Lohnsätzen, sie verdichtete rasch und stark die Einwohnerschaft der dortigen Gegend, welche früher kaum die Durchschnittsziffer der umliegenden Ortschaften erreichten.

Lange Zeit hindurch erzielte der Reisanbau einen, den üblichen stark übersteigenden Profitsatz. Von diesem wunderbaren Gedeihen der Reiskultur fielen auch einige Brocken in den Teller des Proletariats. An Arbeit fehlte es selten und mit dem Lohne ließen sich die Bedürfnisse des Tages, wenn auch nicht sehr reichlich, befriedigen. Arbeitsgelegenheit für die nächsten Tage war den Arbeitern sicher und an die fernere Zukunft pflegt der italienische Arbeiter nicht zu denken. Er tröstet sich, daß Gott schon dann für ihn sorgen werde.

Die relativ günstigen Arbeitsverhältnisse waren aber nicht von langer Dauer. Die starke, natürliche Bevölkerungszunahme im Verein mit der starken Zuwanderung und die Revolutionirung des internationalen Reismarktes durch die chinesische und japanische Konkurrenz, welche die Preise herabdrückte und die Reiskultur weniger einträglich machte, drückten die Löhne immer mehr herab und machten sehr viele Arbeiter für lange Zeit arbeitslos. Die Arbeitslosigkeit wurde der normale und permanente Zustand. Dabei waren die Bedingungen des Reisanbaus noch immer nicht ungünstiger, als die anderer Kulturen. Die Millionen freilich ließen sich von den Bodenbesitzern nicht mehr so leicht zusammenraffen, wie ehedem. Während aber die Arbeiter von der günstigen Konjunktur keinen Vortheil gehabt hatten, wurden die Folgen der weniger günstigen einfach auf sie abgewälzt.

Viele kräftige, arbeitsfreudige Männer mußten wider Willen feiern. Sie waren die Opfer einer ständigen Arbeitskrisis in diesem, von der Natur überreich gesegneten Gebiet. Technische Vervollkommnungen, vor Allem die Einführung einer eigenartigen Koppelwirthschaft, „alla Lombarda“ genannt, verschlimmerten die Lage der besitzlosen Proletarier. Dann wurde von den Unternehmern die männliche Arbeit durch weibliche und bald auch diese durch die noch billigere und willigere Kinderarbeit ersetzt. Kinder von acht und zehn Jahren spannte man schon ins Joch, von dem sie erst durch das Grab erlöst wurden. Auch die Einführung des Drucksystems verschmähten die Grundbesitzer nicht. Mit einem Worte, es wurde nichts unterlassen, um in kürzester Zeit bei der Reiskultur in klassischer, rücksichtslosester Weise das kapitalistische Ausbeutungssystem zur Anwendung zu bringen.

Plötzlich ging aber die Produktivität der Reiskultur zurück. Dies führte zur Einführung des künstlichen Wiesenbaues, bei dem das Bedürfniß nach menschlicher Arbeit fast gleich Null ist. Dem selbständigen Landwirth erwuchs hieraus noch ein

neuer Vortheil. Er konnte mit dieser primitiven Form der Bodenbenutzung Viehzucht und Maulbeerbaumkultur verbinden.

So litt, verursacht durch das Zusammentreffen natürlicher, ökonomischer und sozialer Verhältnisse, auf einem weit ausgedehnten, dem Weltgetriebe entrückten Erdstrich, eine ansehnliche Masse von Tagelöhnern unter einer chronischen Arbeitskrisis. Schon durch die Verhältnisse auf eine überaus niedrige Lebenshaltung heruntergedrückt, waren sie noch dazu gezwungen, sich gegenseitig die grausamste Konkurrenz zu Gunsten des Kapitalisten zu machen. Ein Abströmen der Bevölkerung zu Fabriken oder handwerksmäßigen Betrieben fehlte auch, da diese Gegenden ganz industriearm sind. Auch nach Gesinde war keine Nachfrage, denn die reichen Familien sind aus der Gegend fast gänzlich verschwunden. Die reichen Ritter- und Gutsbesitzer halten sich in Bologna, in Ferrara, ja sogar in Rom und Paris auf. Die Verwaltung ihrer Güter überlassen sie grausamen und habgierigen Agenten, die nur darauf bedacht sind, sich auf Kosten des Bodeneigners und des Arbeiters zu mästen.

Die verzweifelten Proletarier wandten sich an die Stadtverwaltung um Brot und Mehl. Diese, obgleich bis über die Ohren verschuldet, mußte, um die Bevölkerung nicht verhungern zu lassen, die Vertheilung von Mais anordnen, was aber zur Einführung neuer Steuern führte, die das Elend noch verschärften. Diese Bevölkerung, die gezwungen ist, sich mit ungewürzter Polenta zu nähren — Fleisch und Wein sehen die Leute nie — wird in schrecklicher Weise von der Pellagra heimgesucht. Schnell geht die Zerstörung des Organismus vor sich, besonders des weiblichen. Frauen, die mit zwanzig Jahren schön und kräftig waren, sind mit dreißig Jahren alt und werden mit vierzig Jahren Greisinnen.

Die zwölfstündige Frauenarbeit wird von einigen Kapitalisten mit nur 70 Centesimi gezahlt. Der reine Geldlohn herrscht aber nicht überall. Vielfach wird der Lohn nur zum Theile in Geld, theils aber in Naturalien, hauptsächlich in Mehl, welches dazu noch fast immer verfälscht, mit minderwerthigem Mehl, Gips und Kalk gemischt ist, ausgezahlt. Ja, oft wird an Stelle des Geldlohns ein saurer, für Bourgeoismägen untrinkbarer Wein geliefert, welcher nicht viel Anderes ist als Wasser, womit alte Weinfässer ausgespült wurden. Jedenfalls werden bei dieser betrügerischen Löhnungsart die Naturalien weit über den wirklichen Werth berechnet und überdies werden die Arbeiter noch bei der Abrechnung und beim Gewicht betrogen.

Hinter dem Arbeitgeber steht eine parasitische Hierarchie von Faktoren, Aufsehern und Unteraufsehern. Diese alle beuten den Arbeiter aus und unterdrücken ihn. Um so höher wird ihr Ansehen, je grausamer und gewaltthätiger sie sind. Viele sind ehemalige Sträflinge. Fast alle lassen sich von den Arbeitern einen Maklerlohn zahlen, ohne den diese keine Arbeit erhalten.

Diese ganze Hierarchie ist ein sehr bequemes Mittel für die Besitzer, um sich jeder Verantwortung zu begeben. Aufseher und Bodeneigner schieben sie sich gegenseitig zu. Eine Art türkischer Diplomatie wird gegen die Arbeiter so praktizirt, daß sie selbst auf den Wunsch verzichten, Recht zu verlangen und zu erlangen. Zu alldem kommt noch das wucherische Borgsystem der Krämer, die mitunter selbst ländliche Pächter sind. Bei ihnen muß sich der Arbeiter für den Winter, für die Feiertage und die Zeit der Arbeitslosigkeit versorgen, denn wenn er auch dann nicht arbeitet und verdient, muß er leider doch auch etwas wenigstens essen. Auf mehr als 150 volle Arbeitstage kann ein Arbeiter aber nicht rechnen.

* * *

Der erste Strike fand 1897 statt. Die Bodenbesitzer provozirten ihn durch den Versuch, die Löhne noch tiefer herabzudrücken. Es handelte sich dabei um die Arbeiter, die den Reis vom Unkraut zu reinigen haben, welches in ungeheurer Ueppigkeit in dem Schlamme der Reisfelder gedeiht, die an organischen und zersetzenden Stoffen reich sind. Die Arbeit ist furchtbar. Man stelle sich die unendlichen Reisfelder vor: Kein Baum, nichts, worauf das Auge ruhen, was einen wohlthuenden Schatten erzeugen kann. Mit den Füßen stehen die Arbeiter bis zur

Hälfte in dem salzigen Schlamm, welcher schmerzliche Wunden erzeugt. Insekten, Blutigel, geschnittenes Rohr und Gestrüpp peinigen sie und erzeugen schmerzliche Risse im Fleisch, die sie mitunter Monate hindurch von der Arbeit fernhalten. Ueber ihnen brennt die Sonne, die durch den unerträglichen Reflex des Wassers und des Schlammes noch unerträglicher wird. In halb gebückter Stellung muß der Körper des Arbeiters stundenlang verharren, während die Hände den Schlamm durchwühlen. Einige der Unkräuter lassen sich leicht abstreifen, andere lassen sich aber nur entfernen, indem man mit den Händen in den Schlamm fährt und die Wurzel ausreißt, wozu es einer gewissen Kraftanstrengung bedarf. Andere wiederum, und das sind die schlimmsten, stecken so fest im Boden, daß der Arbeiter erst die Finger unter die Wurzel bringen und dieselbe loslösen muß, um die so gehobene Pflanze ausreißen zu können.

Schon nach einigen Stunden solcher Arbeit schmerzen und bluten die Hände dieser Armen. Häufig hauchen die Reisfelder, welche reich an organischen Fäulnißstoffen sind, unerträgliche Miasmen aus, die Fieber und Auszehrung erzeugen. Anderes Trinkwasser als dieses giebt es nicht. Es wird durch den oben beschriebenen Wein ersetzt, der aber in genügender Menge für die Arbeiter unerschwinglich ist.

Wie die Nahrung bei dieser Löhnung sein kann, läßt sich denken. Zum Ausruhen und zum Einnehmen der Mahlzeit muß eine halbe Stunde Pause genügen. Jedes Ausruhen von der ermüdenden Arbeit, jeder Augenblick des Aufathmens, den der Arbeiter sich gestattet, um den Kopf zu erheben und die Glieder zu strecken, zieht ihm einen Ordnungsruf des Aufsehers (caporale) zu, der mit einem Knotenstock versehen ist und die Ordnung damit wieder herstellt. Diese tödtliche und thierische Arbeit dauert zehn, elf, ja zwölf Stunden. Außerdem ist es üblich, den Arbeitern eine halbe Stunde täglich zu rauben, indem später Feierabend gemacht wird und die Erholungspause verkürzt wird. Dazu kommt noch, daß die Arbeiter bei der Abrechnung beständig betrogen werden und daß der Arbeiter, um an die Arbeitsstätte und von ihr dann wieder nach Hause zu kommen, weite Wege zurücklegen muß. Jetzt wird diese Art Arbeit vorzugsweise Kindern und Frauen, selbst hochschwangeren, übergeben.

Der vorjährige Strike wurde veranlaßt durch die Absicht der Grundbesitzer, den Lohn von 1 bis 1,10 Lire auf 0,90 bis 1 Lire herabzudrücken. Nicht irgendwelche Preisverschiebung, blos die Sucht nach Gewinn und die Hoffnung, aus der starken Arbeitslosigkeit Nutzen zu ziehen, war die Veranlassung zu dieser Lohnreduktion. Das war zu viel! Mit bewunderungswürdiger Solidarität stellten die Arbeiter die Arbeit ein. Die Grundbesitzer hielten dies für ein Strohfeuer und verließen sich auf die geringe Widerstandskraft der Arbeiter. Sie behandelten diese brutal, wie echte Feudalherren, lehnten mit olympischer Verachtung jede Verhandlung, jedes Zusammenkommen in einer Sitzung ab. Sogar eine vom Provinzialpräfekten einberufene Versammlung der Grundbesitzer war blos von einem des Besuches gewürdigt worden.

Diese offenkundige Verachtung der Ausbeuter reizte die Arbeiter aber erst recht zum Widerstand. Ruhig und entschlossen, sich jedes Gewaltmittels zu enthalten, schworen sie, eher Hungers zu sterben, als nachzugeben, sicher aber bis zum Aeußersten Stand zu halten. Der Strike gewann an Ausdehnung und Intensität, die alle Erwartungen übertreffen mußte. Er ward zu einem denkwürdigen Aufschwung gedrücktester Proletarier, zu einer kühnen und mächtigen Bekundung der menschlichen Würde, welche dem Paria der Reisfelder bis dahin fern geblieben war. Sie hatten keinen Soldo im Hause, nichts zu verkaufen und auch nicht die Möglichkeit, etwas geborgt zu bekommen. Dennoch blieben sie ruhig und entschlossen. Sie fischten die Frösche in den Gräben, kochten Kräuter, ertrugen Hunger und Elend mit einem bewunderungswürdigen Stolz. Diese wunderbare Bewegung erweckte bald bei allen besser gesinnten Leuten tiefe Sympathie für die Strikenden. Die Bauern brachten ihnen Korn und Mehl; wer bei dem Umfange des Strikes nicht materiell helfen konnte, tröstete und ermuthigte wenigstens.

Die Uebergriffe und die Gewaltthätigkeiten der Obrigkeit waren unglaublich. Polizisten, Karabinieri und Soldaten fielen in die Reisfelder ein. Mehr als 7000 Soldaten waren dort aufgestellt.

Obgleich in der italienischen Gesetzgebung das Recht des friedlichen Strikes anerkannt wird, durchsuchten die Schergen, die sich in den Häusern der Arbeitgeber erst vollgegessen und vollgetrunken hatten, die Dörfer und zwangen die Proletarier, die Arbeit wieder aufzunehmen. Trafen sie die Feiernden vereinzelt an, dann trieben sie sie vor sich her, führten sie auf das Reisfeld und zwangen sie, zu arbeiten.

Weigerten sie sich aber, zu arbeiten, so wurden sie verhaftet. Ein Grund hierfür fand sich bald.

Trotz der feierlichen Ruhe, des vollständig passiven Widerstandes wurden von der Obrigkeit umfassende Razzien und Massenverhaftungen vorgenommen. Aber alle angewandten Mittel: Gewalt, Einschüchterung, Provokation prallten von der Granitmauer einer entschiedenen Ueberzeugung, eines unerschütterlichen Entschlusses ab. Die Unternehmer und die Regierung sahen sich nicht mehr in der gleichen Situation, wie ehemals in dem Gebiet von Mantua und Mailand, wo die begeisterungstrunkenen und verzweifelten Arbeiter sich als nutzloses Opfer vor die Bajonette und in die Schußlinie der Gewehre stellten. Inzwischen drohte das in den Reisfeldern emporschießende Unkraut die zarten Pflanzen zu überwuchern. Der Verlust der Ernte stand zu befürchten. Die Strikenden wurden in Massen angeklagt. Man erfand neue Verbrechen, so z. B. den Versuch des Attentats auf die Freiheit der Arbeit. Die Zeugen, Polizisten und Karabinieri erzählten schamlose Märchen vor Gericht. Ungeheuerliche Urtheilssprüche wurden gefällt, doch alles vergebens! Die Grundbesitzer mußten nachgeben. Sie waren wüthend über die Niederlage und trugen sich mit wilden Rachegedanken.

Die hervorragenderen Sozialisten wurden nach einer längeren Untersuchungshaft angeklagt. Der Prozeß war ein juristischer Skandal, der ganz Italien in Erregung versetzte. Der „Avanti" sprach in mehreren Nummern ausführlich über die Niederträchtigkeiten der Polizei: Er legte dar, in welch' infamer Weise Eingeständnisse erpreßt und anonyme Briefe gegen die Angeschuldigten verwerthet wurden. Die öffentliche Meinung widersetzte sich dem, die Zeitungen hallten hiervon wieder und das Ende war eine allgemeine Freisprechung.

Nachdem Grundbesitzer und Staatsanwaltschaft um die Rache gekommen waren, machten sie sich ans Werk, um auf hinterlistige Weise Genugthuung zu erhalten und so auf dem ökonomischen Schlachtfelde den Sieg doch an sich zu reißen.

Die Arbeit wurde in möglichst kleinsten Mengen vertheilt, um die Arbeitermasse zu ermüden. Den Winter hindurch wurde, obgleich die Jahreszeit sehr günstig war, keine außerordentliche Arbeit in Angriff genommen. Der sehr hohe Weizenpreis wirkte auf den der billigeren Getreidearten zurück und verschlang schließlich die schon an und für sich geringen Hilfsquellen der Arbeiter. Von der Präfektur wurde der städtischen Verwaltung verboten, die üblichen öffentlichen Arbeiten ausführen zu lassen. Inzwischen verbündeten sich die Unternehmer und schworen einander, nicht nachzugeben. Es wurde sogar für denjenigen, der es mit den Arbeitern halten sollte, eine Strafe festgesetzt.

Das einzige Mittel der Arbeiter, sich dem Lohndrucke zu widersetzen, war die Koalition. Gegen diese wandten sich nun aber die Waffen der Gegner. Der Strike von 1897 war ein ökonomischer gewesen, derjenige von 1898 wurde in erster Linie ein politischer. Mehr als für die geforderte Lohnerhöhung kämpften sie dafür, als mit den Unternehmern gleichberechtigte Faktoren beim Abschluß des Arbeitsvertrags angesehen zu werden und dafür, daß ihre Vertreter als vollberechtigt anerkannt würden. Die Unternehmer dagegen forderten die Einhaltung des erzwungenen Arbeitsvertrags und weigerten sich, mit einer Vertretung der Arbeiter zu verhandeln. Nach berühmten Mustern wollten sie nur mit jedem einzelnen Arbeiter in Unterhandlung treten. Die politischen Behörden legten sich ins Mittel und warfen das Schwert des Brennus noch auf die Wagschale. Während die Kapita-

listen nicht einmal die Zugeständnisse hielten, die sie gemacht und feierlich versprochen hatten, erließ der Präfekt Serrao einen Ukas, im wahren Polizeigeiste, der den Arbeitern jede Versammlung verbot, in der über ihre Angelegenheiten verhandelt werden sollte, sowie jede Art einer gemeinsamen Unterhandlung und auch die Wahl von Kommissionen und das Ueberreichen von Bittschriften. Der Präfekt selbst befahl den Arbeitern, unter Anwendung der verabscheuenswürdigsten Gewaltmittel, sich dem Tarif der Arbeitgeber zu unterwerfen, einem Tarif, der ohne Zuthun der Arbeiter zu Stande gekommen war und der die von ihnen in den letzten Monaten errungenen Vortheile beseitigte.

Das entzündete den Widerstand. Die Flammen schlugen noch höher auf, als im vorhergehenden Jahre und der Brand nahm noch größere Dimensionen an. Die Bedingungen für die Arbeiter waren aber noch unvergleichlich schlechtere. Ihre Kräfte waren erschöpft und ihre Freunde konnten ihnen nicht helfen. Der Kampf war von den Arbeitgebern auf einen Zeitpunkt verlegt worden, wo das Elend der Arbeiter seinen Höhepunkt erreicht, nämlich am Ausgang des Winters und wo der Kultur kein großer Schaden durch Arbeitseinstellung erwachsen kann.

Den Arbeitern wurde verboten, sich, gleichviel zu welchem Zwecke, zu versammeln, sei es auch nur, um über die Unterwerfung zu verhandeln. Obgleich alles in bester Ordnung verlief, kein Stein geschleudert, kein Schimpfwort gegen die Vertreter der Staatsgewalt ausgestoßen wurde, fanden die üblichen Massenverhaftungen statt. 500 Frauen wurden in brutaler Weise verhaftet. Da die Gefängnisse von Bologna nicht ausreichten, wurde ein Theil der Verhafteten nach Imola geführt, wo die Bevölkerung ihnen beim Durchmarsch in überaus warmer Weise ihre Sympathie bekundete. Die Prozesse wurden in der üblichen unerhörten und skandalösen Weise geführt. Die Armen hielten sich stolz und muthig und bekannten sich als Sozialisten. Obgleich verurtheilt, blieben sie doch die moralischen Sieger.

Der Widerstand wurde nach diesem Urtheil noch grimmiger. Er wurde zu einem Kampfe bis aufs Messer, es handelte sich um Leben und Tod.

Ganz Italien folgte gespannt dem tragischen Kampfe, der in Unter-Bologna ausgefochten wurde. Die demokratischen Parteien und alle anständig denkenden Leute erklärten sich für die Strikenden. Die ins Auge fallende Ungerechtigkeit des Urtheilsspruches machte großen Eindruck. Es wurden Protestversammlungen gegen den Präfekten abgehalten, deren Einberufer bürgerliche und monarchische Abgeordnete waren.

Man verlangte die Absetzung jenes Beamten und betonte das Recht der Arbeiter auf Vereinigung, man sprach denen, die die Arbeiter außerhalb des Gesetzes gestellt hatten, das Mißtrauen aus. Diese Bewegung des öffentlichen Gewissens mußte tiefen Eindruck machen. Aus ganz Italien strömte Hilfe zu und es wurde die für ein so armes Land ungeheure Summe von 25000 Lire gesammelt. Das internationale Proletariat bethätigte durch seine Hilfe die internationale Solidarität. Die englischen Maschinenarbeiter, die bei ihrem Strike mit 50 Lire unterstützt worden waren, welche die Reisarbeiter Soldo für Soldo gesammelt hatten, gaben 500 Lire zurück. Wie auch immer der Ausgang dieses ökonomischen Kampfes sein mochte, moralisch war die Schlacht bereits gewonnen.

Sie waren gewöhnt, sich das ganze Jahr hindurch schlecht zu nähren oder zu hungern. Jede Familie erhielt täglich für 20 Centesimi Mais; Frösche, Kräuter und Wurzeln mußten als Nahrungsmittel aushelfen. Einen großen Trost bereitete den Arbeitern die Sympathie, die sich überall kundgab. Einige dramatische Szenen spielten sich ab: Als die Polizei eine Anzahl Frauen, die plaudernd beisammenstanden, verhaften wollte, umringten die anderen die Bedrohten und baten, sie auch mit zu verhaften. Und Arm in Arm gingen sie, ohne ein Wort zu sagen, ins Gefängniß. Sie wurden dann wegen Widerstand gegen die Obrigkeit angeklagt. Am 27. März erwartete eine Schaar Frauen, die von Kavallerie angegriffen wurde, heiter lächelnd den Zusammenstoß. Auf einer Entfernung von zwei Metern hielten die Pferde.

Dieser Kampf währte zwei Monate. Inzwischen hallte durch Italien ein dumpfes Murren der Empörung. Ueberall auf dem Lande und in der Stadt empörte sich das Volk. Es kam zu einem schrecklichen Hungeraufstande. In diesem Kampfe widerstand nur Molinella. Selbst der Hauch der Empörung, den die ganze Umgebung ausströmte, ließ Molinella kalt, während es in dem benachbarten Faenza zu heftigen Konflikten zwischen dem Militär und dem Volke kam. Die Kapitalisten mußten zum zweiten Mal nachgeben. Die zum überwiegenden Theile aus Grundbesitzern zusammengesetzte Agrarkommission von Bologna legte sich ins Mittel. Sie zeigte sich blos deshalb nachgiebig, um sich einen ehrenvollen Rückzug zu sichern. Die Arbeiter steiften sich nicht darauf, einen vollständigen Sieg festzustellen, sie hielten sich lieber an das alte italienische Sprichwort: „Dem fliehenden Feinde muß man eine goldene Brücke bauen". Die Bodenbesitzer stützten sich juristisch auf den Arbeitsvertrag und den Arbeitern genügte es, als freie Kontrahenten betrachtet zu werden.

So war der Kampf endlich beendet. Er brachte den Arbeitern noch eine weitere Genugthuung. Von der Agrarkommission selbst wurde eine camera arbitrale agraria, eine Art Einigungsamt für ländliche Arbeiter eingeführt. Die erste ihrer Art in Italien.

Indeß konnte diese Institution keinerlei bindende Beschlüsse fassen. Viele Grundeigenthümer haben sich überdies ausdrücklich geweigert, die Beschlüsse dieses Einigungsamtes anzuerkennen, andere wieder zogen es vor, auswärtige Arbeiter einzustellen oder nur solche, die sich ausdrücklich verpflichteten, in keinem Falle die camera arbitrale anzurufen.

Der Strike von Molinella ist nicht als eine isolirte Erscheinung zu betrachten, er ist der Ausdruck des Erwachens des ländlichen Proletariats Italiens. Er ist ein Kampf der Vorhut gewesen. Das eigentliche Heer folgt im beschleunigten Marsche und wird sich bald in den Kampf begeben.

Die ländliche Bevölkerung Nord-Italiens, Piemonts, Polesinas, Mantuas, der beiden Emilies, liefert das größte Kontingent zur sozialdemokratischen Partei. Mehr als die impulsiven Revolutionäre der Städte sind sie bestimmt, ein entscheidendes Wort bei der sozialen Entwicklung Italiens zu sprechen. Wenn je eine Revolution in Italien stattfinden wird, dann wird es eine Bauernrevolution sein. Deshalb trachtete die Reaktion danach, sich an den Arbeitern von Molinella zu rächen.

Die intelligenteren Arbeiter und die Sozialisten des Ortes wurden nochmals eingesperrt unter dem Vorwande, bei den Aufständen in Mailand verwickelt zu sein, aber nach zwei Monaten mußten sie wegen Mangels an Beweisen wieder freigelassen werden.

Inzwischen wurden die politischen, sowie der Konsumverein und auch alle anderen Genossenschaftsanstalten aufgelöst. Es wurde selbst die von Sozialisten gegründete Wärmehalle geschlossen. Den Parteiwirthen wurde die Konzession entzogen. Alle möglichen Uebergriffe wurden begangen.

Aber Molinella und die umliegenden Ortschaften haben sich nicht irre machen lassen. Von einem unerschütterlich festen Glauben erfüllt, lassen sie auch diesen Sturm über sich hinwegtoben und bereiten die Waffen für weitere Kämpfe vor.

---

# Notizen.

**Das Parteiarchiv und seine Benutzung.** Man schreibt uns:

Geehrte Redaktion!

Zu Ed. Bernsteins Besprechung des ersten Theiles meiner Biographie Bakunins („Neue Zeit", XVII, 1, S. 375/77)[1] möchte ich bemerken, daß meine Parteilichkeit wohl hätte bewiesen, statt blos aus meiner Vorbemerkung konstruirt werden

[1] Beiläufig bemerkt, ist in dieser Besprechung ein Druckfehler zu berichtigen. S. 376, Zeile 22 von oben soll es heißen „richtigsten" statt „wichtigsten".

sollen. Denn meine Bemerkung über die nicht von mir um Material gebetenen Marxisten, weil ich sie „der Wahrheit entsprechend angreifen muß", ist doch wesentlich der Ausdruck eines naheliegenden Taktgefühls: viele Personen, deren Handlungsweise gegen Bakunin und seine Richtung mir, nach bestem Glauben, auf Grund von Quellen, verwerflich erscheint, würden mir, dem unbetheiligten, unbekannten Sammler von Material, gewiß liebenswürdig entgegengekommen sein — es wäre aber gleich schlecht, diese Liebenswürdigkeit zu acceptiren und dann dem Betreffenden durch Veröffentlichung der ihn belastenden Wahrheit thatsächlich eine Unannehmlichkeit zuzufügen, als aus Rücksicht auf diese Höflichkeit Thatsachen zu unterdrücken oder abzuschwächen. Also ist Abstention von solchen Quellen das einzige Mittel zur Bewahrung der Unabhängigkeit und Selbstachtung.

Ich wäre hierauf kaum zurückgekommen, wenn ich nicht im allgemeinen Interesse eine damit zusammenhängende Frage anregen wollte, nämlich die des sozialdemokratischen Parteiarchivs.

Ich selbst habe mich 1889 — zufällig gerade mit einer Empfehlung (als Nichtparteigenosse) von Ihnen an Ed. Bernstein um Benutzung des Archivs gewendet welche damals wegen Nichtaufstellung der Sammlungen unmöglich war. Seitdem that ich keine weiteren Schritte, da, sobald ich nur im unbedeutendsten Maße — ob es zur Kenntniß der Betreffenden kam oder nicht, weiß ich nicht — die Ideen der Sozialdemokratie zu bekämpfen begann, es mir unmöglich schien, die Gefälligkeit der Partei in Bezug auf das Archiv in Anspruch zu nehmen. Und doch habe ich staatliche, kommunale, Kloster- und andere Bibliotheken stets benützt, obgleich ich dem von den legalen Eigenthümern vertretenen Standpunkt mindestens ebenso feindlich gegenüberstehe, wie der Sozialdemokratie.

Der Grund davon scheint mir eben darin zu liegen, daß eine Bibliothek, ein Werkzeug zur Forschung, nie und nimmer mit einer Partei als Partei eng verbunden sein soll. Von den Personen, deren Donationen das Archiv bilden, war doch wohl kaum eine so beschränkt, dadurch nur sozialdemokratische Zwecke fördern zu wollen (wenn ich von der Benutzung als Handbibliothek im Interesse der Parteigeschäfte und als Propagandamittel absehe); denn eine sozialdemokratische Geschichtsforschung giebt es ebenso wenig, wie eine sozialdemokratische Mathematik. Man wollte doch wohl — besonders da Viele glauben, daß die öffentlichen Bibliotheken derartiges Material nicht schätzen (was früher richtiger war als jetzt) — der sozialistischen Literatur im weitesten Umfang ein dauerndes Asyl schaffen, wodurch auch die Nachtheile der Zerstreuung an vielen Orten möglichst beseitigt würden; ferner mußte vieles Ungedruckte oder in kleineren Kreisen Zirkulirende vor der ordinären Ausbeutung durch rohe Gegner bewahrt bleiben. Und es war eine Periode der Proskription, als Anfangs der achtziger Jahre, ich glaube von A. Bebel, die Schaffung des Archivs im Züricher „Sozialdemokrat" angeregt wurde; damals konnte wenig Neigung bestehen, die von der Gesellschaft geächtete Literatur gesellschaftlichen Institutionen in Deutschland anzuvertrauen. Seitdem fand aber die Uebersiedlung eines vermuthlich bedeutenden Theiles des Archivs von London nach Berlin statt, welche zeigt, daß maßgebende Kreise ein relatives Vertrauen in die Sicherheit dieser immer werthvoller werdenden Seltenheiten vor offizieller Wegnahme und Vernichtung gewonnen haben.

Schwand so die Nothwendigkeit, das Archiv in engster Parteiobhut zu bewahren, so hätte man nun erwarten sollen, daß eine Benutzbarmachung in einer allen ehrlich an der Geschichte des Sozialismus Arbeitenden annehmbaren Form stattfinden würde.

Ich kenne die thatsächlich bestehenden Regulationen überhaupt nicht, weiß aber, daß für mich Folgendes in Betracht kommen müßte: Personen, die im vollen Parteigetriebe stehen, sind auf dem Wege zur Benutzung des Archivs zu begegnen, Gegner also, von denen man keine Gefälligkeit acceptiren kann, und in fast jeder Bibliothek — außer dem unübertroffenen British Museum — ist ein gewisser Grad persönlicher Berührung unausweichlich. Ich müßte mich da wohl an die Partei-

sekretäre oder die „Vorwärts"-Redaktion wenden, alles Personen, die meine Ansichten in, nach meiner Ansicht, unkorrektester Weise täglich bekämpfen u. s. w. Kurz, etwas Gleiches kommt bei keiner anderen Institution vor — um eine Staatsbibliothek zu besuchen, hat man nicht durch das Joch eines Verkehrs mit Gerichts- oder Verwaltungsbeamten oder der Regierungspresse zu kriechen; um die Bibliothek im Wiener Rathhaus zu benützen, muß man keinem antisemitischen Gemeinderath in die Nähe gehen; in der polnischen Bibliothek von Rapperswyl trifft man keine bekannten Polen, sei es Daszinski oder Stojalowski, Mendelsohn oder Badeni, sondern unscheinbare freundliche Männer, die keine Frage stellten und mir in wenigen Minuten Briefe Bakunins und anderes seltenes Material brachten u. s. w. Ein solcher peinlicher Zustand sollte also auch betreffs der der deutschen Sozialdemokratie anvertrauten Bibliothek aufhören.

Zu diesem Zwecke sollten, meine ich, Mitglieder der Partei am nächsten Parteitag eine Trennung des Archivs in drei Theile vorschlagen:

1. Material, welches der Partei als Vertrauensperson übergeben ist und das aus solchen Gründen — die natürlich auch im Laufe der Jahre revisionsbedürftig werden mögen — in der unmittelbaren Obhut der Partei in London bleibt;

2. Material zur neueren Geschichte der Sozialdemokratie und der sozialen Verhältnisse, das stets zur Hand sein muß, um im direkten Parteibedürfniß verwendet zu werden (also die Handbibliothek des Sekretariats, des Vorstandes, der Fraktion und dergleichen);

3. alles andere, namentlich älteres und nicht auf die jetzige Organisation bezügliches historisches Material, die Schriften der dreißiger und vierziger Jahre und von 1848 bis 1849 und aus der Emigration; die ältere ausländische sozialistische Literatur; die alten Briefe und Dokumente.

All dies sollte nicht mehr in Parteiverwaltung bleiben, sondern einer von der Partei durchaus getrennten öffentlichen Institution zur Aufbewahrung überwiesen werden, ein nicht einzig dastehender Fall, für den ich aber gar kein Beispiel anführen will, um — der Wirklichkeit entsprechend — unbeeinflußt zu erscheinen. Im Falle dieser Uebernahme des historischen Materials durch eine permanente öffentliche Sammlung, die durchaus nicht staatlich sein soll, bliebe die sozialistische Sammlung dem Wunsche entsprechend vereint, sie wäre vor Maßregelung besser bewahrt, als sie es jetzt sein kann, und es würde sie vor Allem Jeder unter normalen Verhältnissen benutzen können, ohne wie jetzt die Last einer Verpflichtung gegen Personen, die er bekämpft und die ihn bekämpfen, auf sich zu laden.

Wenn selbst der Staat die Bibliotheken bedingungslos zur Verfügung stellt, sollte es die Sozialdemokratie auch in annehmbarer Form thun. Die Sammlungen von Becker, Heß, Engels und Anderen, aus denen bis jetzt so wenig das Tageslicht erblickt hat, würden dann nicht für weitere Zeiten begraben bleiben. Ist es nicht in Deutschland möglich, so — im Interesse der Sicherheit der Sammlungen um so lieber — im Ausland. Es wäre eine anerkennenswerthe Art, das Jahr 1848 aufrichtig zu feiern, wenn so viel schönes Material zu seiner Geschichte und Vorgeschichte von jetzt ab in dieser Weise wirklich zugänglich würde.

Dies die Anregung eines für alle Zeiten außerhalb der Partei Stehenden, der auch ohne das Parteiarchiv seine Wege geht, aber die Einsargung so interessanten Materials bedauert.

Den 21. Dezember 1898. Max Nettlau.

---

**Die neue Ueberbrückung der Stromschnellen des Niagara.** Ueber die Ausführungen der neuen Niagarabrücke sind jetzt interessante Einzelheiten durch den Erbauer, Ingenieur Buck, veröffentlicht worden. Zum ersten Male tauchte bekanntlich die Idee dieser Ueberbrückung der zwischen den Felsen fast 250 Meter breiten Oeffnung im Jahre 1844 auf. Ein Seil wurde über die Schlucht gespannt und daran

ein leichter eiserner Wagen zur Beförderung des Materials und der Arbeiter aufgehängt. Nach und nach entstand dann die Hängebrücke mit Holzthürmen. Sie trug zwischen den Seilen einen 2,30 Meter breiten Fahrweg aus Holz. Schon nach wenigen Jahren erwies sich indessen die Brücke als ungenügend.

Vom Jahre 1853 bis 1855 baute dann Röbling die weltberühmte Hängebrücke, die Steinpfeiler, eine hölzerne Fahrbahn für Straßenverkehr unter und eine eingleisige Eisenbahn über den versteifenden Holzfachwerkträgern hatte. Nach 22 Jahren der Benutzung ergab eine Untersuchung, daß sich die Kabel in Folge der Spannung aus dem Beton gelöst hatten, durch Wasser waren die äußersten Drähte stark angefressen. Die Ausbesserung wurde in der Weise vorgenommen, daß in jedem Kabelende mehrere Drähte ausgeschnitten und ersetzt wurden. Im Jahre 1880 wechselte man die verfaulten Holzträger durch eiserne aus, wodurch eine Vergrößerung der zulässigen Verkehrslast um 350 Tonnen erreicht wurde. Auch an den Steinpfeilern waren wiederholt Ausbesserungen nothwendig. Aber sie konnten ihren gänzlichen Verfall nur eine Weile aufhalten. Als im Jahre 1886 festgestellt war, daß auch das Innere der Steinpfeiler gelitten hatte, wurde von Buck die Ersetzung der Steinpfeiler durch eiserne ohne Unfall durchgeführt. Von dem Meisterwerk Röblings war mithin nichts mehr vorhanden als die Kabel, die Kabelsättel und die Hängeeisen. Da trotz dieser umfangreichen Erneuerungen die Brücke den Ansprüchen des Verkehrs nicht mehr genügte, so führte Buck in der Zeit vom 9. April 1896 bis zum 27. August 1897 eine neue Brücke über die Niagara-Stromschnellen aus. Der Grundgedanke des Umbaues beruhte auf der Einhüllung der alten Seilbrücke in die Hauptträger der neuen Bogenbrücke, der darauf folgenden Auswechslung der Fahrbahnen und dem schließlichen Abbruch der alten Brücke.

Die neue Ueberbrückung des Niagara besteht außer dem großen Bogen von 168 Meter Spannweite, dessen Kämpfer gegen Untermauerungen an den Schluchtwänden treten, aus zwei kleinen Seitenöffnungen, die sich beiderseitig an die ebenfalls umgebauten, die Eisenbahn tragenden Anfuhröffnungen anschließen. Die Errichtung des Bauwerks erfolgte ohne Zugunterbrechung; nur während des Einbauens der oberen Fahrbahn wurde der Verkehr auf der Straße täglich für zwei Stunden gesperrt, da man fürchtete, daß bei der hastigen Arbeit oben Verletzungen durch fallende Gegenstände unten vorkommen könnten.

Der Vorbau der Bogenbrücke schritt von beiden Enden Feld für Feld vor, wobei unterhalb der alten Brücke alle Theile, auch die Fahrbahnträger der neuen Straße, eingesetzt wurden, letztere aber so viel tiefer, daß die alte Brücke auch bei stärkster Durchbiegung nicht aufsetzen und so die vorgebauten Theile der neuen Bogenbrücke belasten konnte. Bei dieser Bauart, die auch bei der Herstellung der Thalbrücke zwischen Solingen und Remscheid zur Anwendung kam, bleibt in der Mitte eine Oeffnung, die mit dem Fortschreiten des Baues immer kleiner und zuletzt durch ein passendes Feld aus Eisenkonstruktion geschlossen wird. Das Abreißen der alten Seilbrücke ging in der Weise vor sich, daß man deren Hängeeisen löste und die Kabel auf die Fahrbahn der neuen Bogenbrücke niederließ. Da man die zuerst beabsichtigte anderweitige Verwendung der Kabel aufgegeben hatte, so befreite man die Drahtseile von den Einhüllungen und zerschnitt sie in bequem zu transportirende Längen.

Als Beweis dafür, daß die Kabelbrücke während der Jahre ihrer Benutzung nie bis zu bleibenden Reckungen in den Drahtseilen gespannt worden war, muß die Thatsache betrachtet werden, daß die zerschnittenen Drähte sich wieder zu Ringen krümmten, entsprechend dem aufgerollten Zustand, aus dem sie bei dem Bau entnommen waren.

Nach der Berechnung sollte sich die Bogenbrücke im Scheitel bei einer Belastung von 15000 Kilogramm etwa 50 Millimeter durchbiegen. Man begnügte sich mit einer Probebelastung von 9700 Kilogramm. Rechnungsmäßig erwartete man eine Durchbiegung von 32 Millimetern, in Wirklichkeit betrug aber die Senkung des Scheitels nur 21 Millimeter.

Die neue Bogenbrücke über die Stromschnellen des Niagara erforderte 7200000 Kilo Flußeisen. Die Kosten des Riesenbaues sollen nur 2 Millionen Mark betragen.

Man muß es den Amerikanern lassen, daß sie immer noch Meister bezüglich der Schnelligkeit im Bauen sind. Diesen Brückenbau in einem Jahre und fünf Monaten zu bewältigen, ist an und für sich schon ein Kunststück, das Anerkennung und Beachtung verdient.

F. M. Grempe.

---

**Staatshilfe für die Baumwollspinnereibesitzer in Japan.** Die überreiche Baumwollernte in den Vereinigten Staaten im vorigen und namentlich in diesem Jahre und das in Folge dessen eingetretene weitere Sinken des Preises für Baumwolle hat überall, sowohl in den Vereinigten Staaten selbst, wie in Deutschland, Oesterreich u. s. w. eine so arge Ueberproduktion in den Baumwollspinnereien und -Webereien und trotz Sinkens der Preise für die Fabrikate eine so bedeutende Ansammlung fertiger Waaren in den Händen der Fabrikanten bewirkt, daß wenn nicht bald eine bedeutende Einschränkung der Produktion eintritt, eine große Anzahl der kleineren Fabriken zur Betriebseinstellung gezwungen sein werden. Erklärte doch die Gladbacher Spinnerei und Weberei, die noch im vorigen Jahre 8 Prozent Dividende vertheilte, daß sie im letzten halben Jahre wegen der weichenden Preise zeitweise mit Verlust gearbeitet habe.

Selbst bei der jungen, bis zu Anfang dieses Jahres blühenden Baumwollindustrie Japans machte sich diese Krisis in empfindlicher Weise geltend. Als die Verhältnisse in Ostasien in diesem Frühjahr beunruhigend wurden, die Preise für Lebensmittel stiegen und die Arbeitslöhne sanken, stockte auch, wie das „Handelsmuseum" berichtet, der Absatz in Baumwollgarn, und die Preise für dasselbe fielen erheblich. Für einen Ballen Garn Nr. 16, der im Juli 1897 zu 96,23 Yen (1 Yen = 2,18 Mark) pro Ballen verkauft wurde, wurden im Juli 1898 nur 85,34 Yen erzielt.

Alles das hatte ein bedeutendes Zurückgehen der Dividenden zur Folge. Man versuchte durch Einstellen der Nachtarbeit, durch Verminderung der Arbeitsstunden, durch Einführung von vier Feiertagen im Monat statt der bisherigen zwei der immer steigenden Ueberproduktion entgegenzuarbeiten, um die Marktpreise zu heben; aber es wird behauptet, daß diese Mittel erfolglos waren und daß die gegenwärtigen Preise für Baumwollgarn nicht die Herstellungskosten decken. 350 Catties (100 Catties = 1 Pikul = 60,1 Kilogramm) Baumwolle zum Preise von 18½ Dollars per Pikul machen 66,60 Yen. Die Kosten, um diese Baumwolle in Garn zu verwandeln, betragen auch bei reduzirten Arbeitslöhnen 18 Yen, zusammen also 84,60 Yen. Zieht man von diesen 84,60 Yen 2 Prozent als Werth der Baumwollabfälle ab, so kostet ein Ballen solchen Garnes dem Spinnereibesitzer 82,60 Yen, während sein gegenwärtiger Preis für den Export nur 82,50 Yen beträgt. In Folge dessen stellte sich bald Geldverlegenheit für die Spinnereigesellschaften ein, und diese wendeten sich in ihrer Noth an die Regierung und baten diese um Hilfe. Diese beschloß dann, daß die Speziebank in Yokohama auf japanische Garne, die in Shanghai und Hongkong lagern, bis Ende 1898 einen Vorschuß von 3 Millionen Yen und vom 1. Januar bis 30. Juni 1899 einen weiteren Vorschuß von 2 Millionen Yen gewähren darf. Obgleich die japanischen Fabrikanten hoffen, so die Krisis überwinden zu können, ist doch nicht zu bezweifeln, daß auch die Hilfe der Regierung ihnen nicht lange ermöglichen wird, unter den Selbstkosten zu fabriziren, und daß auch sie bald gezwungen sein werden, ihre Fabrikation auf ein dem Konsum und Absatz entsprechendes Maß einzuschränken.

# Feuilleton.

## Aesthetische Streifzüge.

Von Franz Mehring.

(Fortsetzung.)

IX.

Neben dem „sozialen" oder „werkthätigen Mitleid", das die modernen Naturalisten beseelen soll, nennt Steiger als ihr belebendes Prinzip das Verlangen, sich als „selbstherrliche Persönlichkeiten" nach dem Muster des „Geistesriesen" Nietzsche auszuleben. Steiger will die „zwei großen geistigen Strömungen scharf auseinanderhalten", und das ist sehr logisch, denn Niemand hat sich über das „werkthätige Mitleid" mit grausamerem Spott ausgelassen, als der „Geistesriese" und „unbarmherzige Seher kommender Jahrtausende". Jedoch wenn Steiger sagt, daß die beiden Strömungen „oft ineinander überfließen", so muß man mit Betrübniß feststellen, daß die „selbstherrlichen Persönlichkeiten" des Naturalismus „oft" hervorragende Konfusionsräthe sind.

Ueber Nietzsche handeln Duboc und Tönnies in den beiden Schriften, die noch zu besprechen sind. Duboc ist wohl der letzte Jünger Feuerbachs, der in Deutschland lebt: ein geistreicher und scharfsinniger Schriftsteller, ist er als solcher in einer langjährigen Wirksamkeit doch nie ganz zu seinem Rechte gekommen, da er der Bourgeoisie nie geschmeichelt und sich dem Proletariat, bei aller wohlwollenden Gesinnung, immer fern gehalten hat. Unter dem Titel „Jenseits vom Wirklichen" vereinigt er vier größere Aufsätze, deren erster sich in loyaler und würdiger, aber nicht eben tief greifender Weise gegen Bebels Buch über die Frau kehrt, während der vierte mit „Nietzsches Uebermenschlichkeit" abrechnet. Duboc vollzieht diese Abrechnung vom Feuerbachischen Standpunkte, von der „anthropologischen Basis" aus, wogegen sich im Einzelnen manches einwenden ließe, vortrefflich jedoch und bei aller Knappheit erschöpfend ist die historische Skizze, die Duboc von den drei Philosophen der deutschen Bourgeoisie und dem inneren Zusammenhange ihrer sogenannten „Systeme" giebt.

Schopenhauers Pessimismus, dürftig begründet wie er war und hartnäckig verschmäht von der Bourgeoisie, solange sie noch einige Kourage im Leibe hatte, schlug in ihre katzenjämmerliche Stimmung ein, als sie in den fünfziger Jahren von der bureaukratisch-feudalen Gegenrevolution gemißhandelt wurde. Da sie keinen politischen Willen mehr hatte, so ließ sie sich gern das lockende Bild der Verklärung und „Meeresstille des Gemüths" vorgaukeln, die dann eintreten sollten, wenn das Wesen des Willens gebrochen sei. In der Praxis hatte das Ding allerdings seinen Haken. Erstens nämlich besaß die Bourgeoisie noch einen ökonomischen Willen, auf den sie keineswegs zu verzichten gedachte, wie denn auch Schopenhauer selbst trotz aller politischen Duckmäuserei in diesem Punkte sehr kitzlich war, und sobald er seine Rente gefährdet glaubte, von „Meeresstille des Gemüths" und sonstiger Verklärung wirklich auch gar nichts verrieth. Zweitens aber bekam die Bourgeoisie, je mehr ihr ökonomischer Wille erstarkte, auch wieder einen politischen Willen, mochte er zunächst immerhin sehr zahm ausfallen, so daß sie sich eigentlich gegen diesen Willen durch die Ereignisse von 1866 wieder in den Vordergrund der politischen Bühne geworfen sah.

Unbewußt aus der Schopenhauerei herausgeschleudert und verdutzt um sich schauend, fand sie einen barmherzigen Gönner an einem preußischen Leutnant.

Ed. v. Hartmann kleisterte ihr die „Philosophie des Unbewußten" zurecht, den „Juchhe-Pessimismus", der zwar auch noch über den „wahnwitzigen Karneval der Existenz" klagte, aber tröstend hinzufügte, daß es dem Pessimisten durchaus unverwehrt sei, die guten Dinge dieser Welt mitzunehmen, wenn er es nur mit „stiller Hoheit der Resignation" und „erhabener Trauer" thäte, in dem ihn ganz erfüllenden Gedanken, dadurch „den Entwicklungsprozeß der Menschheit zu fördern und seinem Ziele näher zu führen". Das half wieder eine Weile, aber es kamen immer fettere Tage für die Bourgeoisie; sie wurde immer frecher und üppiger, ihre Ausbeutungs- und Unterdrückungsmethoden wuchsen sich so riesenmäßig aus, wie ihre kapitalistischen Produktionswerkzeuge; eine schamlose Genußsucht griff um sich und zerstampfte alle spießbürgerliche Moral. Den Protzen des großen Kapitalismus kam die „stille Hoheit der Resignation" und die „erhabene Trauer" doch selbst allzu komisch vor; sie sahen sich nach neuen Rechtstiteln ihres sozialen Daseins um und zwar um so dringender, je ungestümer das ausgebeutete und unterdrückte Proletariat darnach zu fragen begann, und nun erschien ihnen Nietzsche als der rettende Philosoph.

Er schob ungeduldig den „Amalgamisten" Hartmann bei Seite und knüpfte wieder an Schopenhauer an, aber in Negation der Negation. Schopenhauer hatte den Willen „das durchweg Schlechte und Gemeine in uns" genannt; „man sollte ihn verbergen wie die Genitalien, obgleich beide die Wurzel unseres Lebens sind." Schön, sagte jetzt der Wille durch Nietzsche, wenn ich gemein und schlecht bin, d. h. was ihr so nennt, sei es darum, aber ich will es offenkundig sein und mich dessen nicht schämen. Schopenhauer hatte das Leben ein Verbrechen genannt, denn es stehe ja Todesstrafe darauf — gut, sagte der Wille durch Nietzsche, Verbrechen meinetwegen, aber nicht das Leben ist ein Verbrechen; das Verbrechen, d. h. was ihr Philisterseelen so nennt, ist das wahre Leben — und eben *weil* es das Leben ist, so ist es *kein* Verbrechen. Das Leben zu verneinen, gilt für Nietzsche als die „größte psychologische Falschmünzerei, die es, das Christenthum abgerechnet, in der Geschichte" gebe.

Das Leben aber ist nach Nietzsche „wesentlich Aneignung, Verletzung, Ueberwältigung des Fremden und Schwächeren, Unterdrückung, Härte, Einverleibung und mindestens, mildestens Ausbeutung". Nicht die „starken Menschen", mit dem Verbrechertypus, denen nur „die Wildniß fehlt, eine gewisse freiere und gefährlichere Natur- und Daseinsform, in der alles, was Wehr und Waffe im Instinkte des starken Menschen ist, zu Rechte besteht", nicht sie, *ihr* seid das Gesindel, weil ihr mit eurer „Morallüge", die „auf dem ganz morbiden Boden der Gesellschaft zu tropischer Begriffsvegetation emporgewuchert" ist, Entartete und Verfallene seid. Dies ist der sehr einfache Kern der von Nietzsche keineswegs mit Gründen gestützten, aber in unzähligen Variationen wiederholten Lehre von dem „Uebermenschenthum", von der „Kanaillenaristokratie", wie Duboc das geflügelte Wort zwar ins Fremdländische, aber ins Deutliche und Treffende übersetzt.

Von einem „philosophischen System" dabei zu sprechen, ist der bare Unsinn. Wohl aber ist es von großem Interesse, zu erforschen, wie Nietzsche persönlich zu solchen Ansichten gekommen ist. Nichts thörichter, als eine dumme oder schlechte Sache deshalb in beschönigendem Lichte darzustellen, weil ihr Urheber aus vielleicht sehr triftigen Gründen trotz alledem Achtung und Schonung verdient. Aber auch nichts gerechter, als, nach rücksichtsloser Klarstellung der Sache, der Person ihr Recht zu wahren. Es fügt sich deshalb glücklich, daß die subjektive Seite des Falles Nietzsche, dessen objektive Seite klipp und klar und ohne alles

sentimentale Brimborium skizzirt zu haben das Verdienst Dubocs ist, von einem anderen philosophischen Schriftsteller behandelt wird, von Tönnies, dessen kleine Schrift über den „Nietzschekultus“ nicht minder lesenswerth ist, als der Aufsatz Dubocs. Tönnies hat in jüngeren Jahren selbst zu den Anhängern Nietzsches gehört, vor dessen Lehren er nunmehr die Jugend warnt: ohne Groll und Haß gegen die Person Nietzsches, aber mit feinem und sicherem Verständniß in seine Werke eindringend. Er trifft das Problem Nietzsche in seinem Kerne, wenn er darin das Verhältniß von Kunst und Wissenschaft in seiner allgemeinen Beschaffenheit und Wirkung findet. „Dies Problem bleibt das Thema von Nietzsches höchst mannigfaltigem Philosophiren, das selber zwischen Kunst und Wissenschaft schwankt, indem es ihm nicht gelingt, seine Fähigkeiten für beide so auszubilden, daß sie sich vereinigen, daß ihm die Wissenschaft zur Kunst wird, ohne an ihrem Charakter als Wissenschaft einzubüßen — wodurch die Höhepunkte der Philosophie bezeichnet werden, die Nietzsche *nicht* erreicht hat.“ In der That lassen sich die drei Perioden, in die Nietzsches geistiges Schaffen zerfällt, so bezeichnen, daß in der ersten der Künstler, in der zweiten der Mann der Wissenschaft zur Klarheit über sich und die Welt ringt, worauf dann nach dem Scheitern beider Anläufe in der dritten Periode der an sich und der Welt verzweifelnde, der, wie Tönnies sagt, „athemlose, stürmende, rasende, heulende und ganz besinnungslose Zarathustra“ in die Erscheinung tritt.

In der ersten Periode ist Nietzsche der Jünger Schopenhauers und Richard Wagners. Eine Natur von träumerisch-schwärmerischen Anlagen, von großer Leidenschaft und Begabung für Musik, mit wachsenden Fertigkeiten für Versifikationen und Tonsetzungen, ohne daß es doch zum Dichter oder Komponisten gelangt hätte, seiner Erziehung und seinem Berufe nach ein gelehrter Philologe, legte Nietzsche in seiner Schrift über „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ die gährenden Gedanken seiner Jugend nieder. Es handelt sich hier schon um den Gegensatz der tragischen und der theoretischen Weltbetrachtung. Die Musik ist die Mutter der griechischen Tragödie, die das geheimnißvolle Wehe des Willens, das Leiden des Lebens offenbart, die eine ewige Klage ist, aber zugleich die Erlösung durch den Schein, durch Gestaltung und Dichtung. Diesem höchsten Kunstwerk tritt der „theoretische Mensch“ entgegen, verkörpert in Sokrates, dem Wissenden, dem Nichtmystiker, dem Feinde des Instinkts und darum des künstlerischen Schaffens, dem Logiker und Optimisten. Er bringt den Glauben an die Ergründlichkeit der Natur und an die Universalheilkraft des Wissens ans Licht, das heißt den Geist der Wissenschaft, unter dessen Zeichen die spätere hellenische, die alexandrinische und die ganze moderne Kultur lebt. Aber die tragische Weltbetrachtung ist nicht für immer überwunden; der Mythus und die Tragödie werden wiedergeboren aus dem Geiste der Musik; die Hoffnungen, die auf Erkenntniß gesetzt werden, schlagen in Resignation um. In der deutschen Musik erneuert sich der echte dionysische Tiefsinn der griechischen Antike und aus gleichen Quellen strömt die deutsche Philosophie, der es in Kant und Schopenhauer gegeben war, die zufriedene Daseinslust der wissenschaftlichen Sokratik durch den Nachweis ihrer Grenzen zu vernichten. Im dritten und vierten Stücke der „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ feiert Nietzsche dann noch „Schopenhauer als Erzieher“ und „Richard Wagner in Bayreuth“, ganz im Banne eines Heroenkultus, der das Ziel der Menschheit in ihren höchsten Exemplaren sieht.

Von diesen Jugendschriften Nietzsches giebt Tönnies eine vortreffliche Analyse, dagegen übergeht er, meines Erachtens mit Unrecht, das erste und zweite Stück der „Unzeitgemäßen Betrachtungen“, die für das psychologische Verständniß

Nietzsches ebenso wichtig oder selbst noch wichtiger sind, namentlich wenn man den tragisch-versöhnenden Zug in Nietzsches historischer Erscheinung verstehen will. So bezeichnend es für Nietzsche sein mag, wie er sich die Schopenhauer und Wagner als die „einzigen Lehrer wahrer Kultur" zurechtlegt und zu diesem Zwecke in geistreich spielender Weise die Weltgeschichte rückwärts konstruirt, so ist es doch noch bezeichnender, zu sehen, was ihn zu Schopenhauer und Wagner geführt hat. Hierüber geben die beiden ersten Stücke der „Unzeitgemäßen Betrachtungen" bedeutsamen Aufschluß. Das erste richtet sich gegen „David Strauß, den Bekenner und den Schriftsteller", gegen den „Alten und Neuen Glauben", worin Strauß die Bismärckerei und die ödeste Manchesterei als den Abschluß des großen Geisteskampfes feierte, den er selbst einst glorreich genug mit dem Leben Jesu begonnen hatte. Dagegen empörte sich der Künstler in Nietzsche, der an der griechischen Antike seinen Geschmack geschult hatte. Ihn graute vor der entsetzlichen Oede, die mit der Bekehrung der Bourgeoisie zu Bismarck in das deutsche Geistesleben einbrach und selbst unsere edle Sprache zerstörte. Es lohnte sich wahrhaftig, mit Strauß das mythische Geheimniß der evangelischen Geschichte aufzulösen, um mit Strauß das mystische Geheimniß der hohenzollernschen Dynastie zu feiern! Ein Glück noch für Strauß, daß die Bourgeoisie inzwischen dahinter gekommen war, daß „dem Volke die Religion erhalten werden" müsse und somit von seinem Atheismus nichts wissen wollte, wodurch er in seiner Art doch noch zum „Bekenner" wurde. Aber indem sich Nietzsche gegen Straußens „Bierbankevangelium" erhob, wahrte er unstreitig die glorreichsten Ueberlieferungen deutscher Kultur.

Fast noch lehrreicher ist das zweite Stück der „Unzeitgemäßen Betrachtungen", das vom „Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben" handelt. Man begreift leicht, wie fesselnd für einen Geist, in dem künstlerische und wissenschaftliche Neigungen in heftigem Widerstreit miteinander rangen, die Historie sein mußte, die zugleich Kunst und Wissenschaft ist. Eben die Fähigkeit, das Wesentliche aus dem Wuste des Wesenlosen heraus schöpferisch zu gestalten, unterscheidet den Historiker von dem Chronisten. In Nietzsches jungen Tagen überwucherte aber in der deutschen Geschichtschreibung jene sogenannte „Objektivität", jene „methodische Textkritik", die mit der geistlosen Nüchternheit des Chronisten auf die mathematische Sicherheit ihres Stäubchenkehrens pochte und hinter diesem lächerlichen Anspruch nur die ausschweifendste, bösartigste, geschäftsmäßigste Tendenz zu Gunsten der kapitalistischen Interessen im Allgemeinen und der preußischen Interessen im Besonderen verfolgte. Wieder war es der Künstler in Nietzsche, der sich gegen diese greisenhafte Geschichtsbaumeisterei empörte, während der Mann der Wissenschaft in ihm doch nicht mächtig genug war, um die Schächer aus dem Tempel zu vertreiben, worin sie ihre Schacherbank aufgeschlagen hatten. Er flüchtete sich zu Schopenhauer, dem Verächter aller Geschichte, und zu Richard Wagner, der als einziger Künstler großen Stils über ein Geschlecht von Epigonen emporragte oder emporzuragen schien.

Im Philosophen, im Künstler, im Heiligen sah Nietzsche die vollendeten Formen des Genies, aber der Philosoph Schopenhauer und der Künstler Wagner waren zu wunderliche Heilige, als daß sein Wähnen bei ihnen hätte Frieden finden können. Sein Bruch mit Wagner scheint durch persönliche Enttäuschungen verursacht oder doch beeinflußt worden zu sein. Was ihn von Schopenhauer zurückbrachte, spricht er einmal mit den Worten aus, Schopenhauer habe es mit seiner unintelligenten Wuth auf Hegel dahin gebracht, die ganze letzte Generation von Deutschen aus dem Zusammenhange mit der deutschen Kultur herauszubrechen,

welche Kultur, alles wohl erwogen, eine Höhe und divinatorische Feinheit des historischen Sinnes gewesen sei; Schopenhauer selbst sei gerade an dieser Stelle bis zur Genialität arm, unempfänglich, undeutsch gewesen. Diese Sätze stimmen dem Sinne nach überein mit einem Einwande, den Karl Hillebrand, meines Wissens der erste namhafte Kritiker, der mit Nachdruck und Wärme auf Nietzsches Jugendschriften aufmerksam machte, sofort gegen ihn erhob; selbst ein Verehrer Schopenhauers, fertigte Hillebrand die Schimpfereien auf Hegel, die Nietzsche seinem damaligen Vorbilde nachsprach, mit den Worten ab: „Nicht einsehen wollen, daß Hegel den Grundgedanken der deutschen Bildung in ein System gebracht — folglich auch zuweilen ad absurdum getrieben —, heißt entweder die geistige Geschichte Deutschlands, von Herder bis auf Feuerbach, ignoriren oder Deutschlands Beitrag zur europäischen Zivilisation als werthlos darstellen." Das Erwachen dieser Erkenntniß trennte Nietzsche von Schopenhauer, aber leider wurde es nie ein gründlicher Bruch; nicht zehn Seiten entfernt von jener Absage an die „unintelligente Wuth auf Hegel" nennt Nietzsche die Geschichte wieder die „schauerliche Herrschaft des Unsinns und des Zufalls", ganz im Stile Schopenhauers.

Die Schriften der zweiten Periode, in der Nietzsche den Künstler gänzlich abzustreifen und ein reiner Denker zu werden versuchte, „Menschliches, Allzumenschliches", „Der Wanderer und sein Schatten", „Morgenröthe", „Die fröhliche Wissenschaft", sind die besten, die Nietzsche verfaßt hat, obschon sie nicht viele originelle Gedanken enthalten. Diesen Nachweis führt Tönnies in seiner ruhigen und sachlich überzeugenden Weise, und er giebt auch den Grund, weshalb Nietzsche als Denker scheiterte, erschöpfend an, indem er sagt: „Im Kerne seines Wesens blieb er immer ästhetischer Schöngeist." Nietzsches Versuch, mit den Naturwissenschaften einige Fühlung zu gewinnen, war von vornherein aussichtslos; das geht schon in überzeugender Weise aus seiner Schätzung Darwins hervor, den er einen „achtbaren, aber mittelmäßigen Geist" nennt; zu wissenschaftlichen Entdeckungen nach der Art Darwins gehöre eine gewisse Enge, Dürre, und fleißige Sorglichkeit, während der Könnende im großen Stile, der Schaffende möglicher Weise ein Unwissender sein müsse. Der geduldige und nie ermattende Fleiß des wirklichen Genies war dem nervösen Künstlertemperament Nietzsches versagt, und er sprach verächtlich von dem, was ihm gerade fehlte, um ein „Könnender im großen Stile" zu sein. Leider kam er aber auch auf dem Gebiet der historischen Wissenschaften nicht über diese Schranke hinaus. Ich möchte hier die Sätze wiedergeben, die mir, als ich sie vor Jahren in einer Schrift Nietzsches las, wie in einem Blitzstrahl sein eigentliches Wesen entschleierten, obgleich Tönnies sie nicht erwähnt und also vielleicht nur eine ganz subjektive Erfahrung vorliegt. Diese Sätze lauten:

So wenig ein Leser heute die einzelnen Worte (oder gar Silben) einer Seite sämmtlich abliest — er nimmt vielleicht aus zwanzig Worten ungefähr fünf nach Zufall heraus und „erräth" den zu diesen fünf Worten muthmaßlich zugehörigen Sinn —, ebenso wenig sehen wir einen Baum genau und vollständig, in Hinsicht auf Blätter, Zweige, Farbe, Gestalt; es fällt uns so sehr viel leichter, ein Ungefähr von Baum hinzuphantasiren. Selbst inmitten der seltsamsten Erlebnisse machen wir es noch ebenso: wir erdichten uns den größten Theil des Erlebnisses und sind kaum dazu zu zwingen, nicht als „Erfinder" irgend einem Vorgange zuzuschauen. Dies Alles will sagen: wir sind von Grund aus, von Alters her — ans Lügen gewöhnt. Oder um es tugendhafter und heuchlerischer, kurz angenehmer auszudrücken: man ist viel mehr Künstler als man weiß. In einem lebhaften Gespräche sehe ich oftmals das Gesicht der Person, mit der ich rede, je nach dem Gedanken, den sie äußert,

oder den ich bei ihr hervorgerufen glaube, so deutlich und fein bestimmt vor mir, daß dieser Grad von Deutlichkeit weit über die Kraft meines Sehvermögens hinausgeht: — die Feinheit des Muskelspiels und des Augenausdrucks muß also von mir hinzugedichtet sein. Wahrscheinlich machte die Person ein ganz anderes Gesicht oder gar keins.

Man kann Nietzsches historische Urtheile nicht treffender schildern, als er es hier selbst thut; an ein Stückchen zufällig aufgegriffener historischer Thatsache spinnt er seine manchmal geistreichen und manchmal auch absurden Phantasien. Wenn er weder ein abstrakter Denker noch ein schöpferischer Künstler war, so war Kunst und Wissenschaft auch nicht so in ihm gemischt, daß sich daraus ein rechter Historiker ergeben hätte. Der Künstler im Historiker kann erst dann schaffen, wenn der wissenschaftliche Arbeiter in ihm den Grund gesichert und das solideste Baumaterial herbeigeschafft hat; ein Meisterwerk künstlerischer Geschichtschreibung, wie Carlyles Geschichte der französischen Revolution, beruht auf den genauesten Forschungen, und es war wieder der Neid des Armen gegen den Reichen, wenn Nietzsche von Carlyle als von einem „abgeschmackten Wirrkopfe" sprach.

Jedoch von einer Geschichtsperiode hat Nietzsche nicht einmal das vierte Wort zufällig verstanden, und das war zu seinem Unheil die Geschichtsperiode, worin er lebte. Er zählte 20 Jahre, als Lassalle seine Arbeiteragitation begann, und als er mit 44 Jahren dem öffentlichen Leben entrückt wurde, hatte er von der modernen Arbeiterbewegung nicht mehr aufgefaßt, als die allerlandläufigsten und allerplattesten Vorurtheile des Spießers, wie sie der Probereiter an der Wirthstafel von Posemuckel oder Herr Eugen Richter in der „Freisinnigen Zeitung" vorträgt. Um die Ungeheuerlichkeit dieser Thatsache an einem Manne zu verstehen, der ein Philosoph zu sein beanspruchte, stelle man sich einen Augenblick vor, daß die Kant, Fichte und Hegel noch Philosophen genannt werden sollten, wenn sie über die große französische Revolution nichts anderes zu sagen gehabt hätten, als was ihnen der Hofmarschall Kalb vorplapperte. Das soll ganz ohne Eifer und Zorn gesagt sein: für die moderne Arbeiterbewegung ist es vollkommen gleichgiltig, ob Nietzsche sie erkannt oder verkannt hat, und es wäre kindisch, dem von einem beklagenswerthen Schicksal betroffenen Manne die geschmacklosen Ausfälle auf die „sozialistischen Flachköpfe und Tölpel" nachzutragen. Ich räume bereitwillig ein, daß der banale Sozialistenhaß Nietzsches, soweit mir die Literatur über ihn bekannt ist, sich schwer erklären läßt. Aber die Thatsache, daß er, um sein Urtheil über Schopenhauers „unintelligente Wuth" auf Hegel auf seine „unintelligente Wuth" über den Sozialismus anzuwenden, „an dieser Stelle bis zur Genialität arm, unempfänglich, undeutsch" war, steht über jeden Zweifel hinaus fest, und sie hat dem Denker Nietzsche den Todesstoß gegeben.

Denn damit verschwand seinem Philosophiren jeder feste Boden unter den Füßen. So wenig man ohne Kenntniß der vier Spezies eine mathematische Gleichung auflösen kann, so wenig kann man ohne Kenntniß der ökonomischen und sozialen Zustände moralische Probleme lösen. Je einseitiger und heftiger sich Nietzsche in diese Probleme verbiß, desto tiefer gerieth er in ein rathloses Irrlichteriren.

Seine „dritte Häutung" vollzog sich in der episch-rhetorischen Dichtung „Also sprach Zarathustra", der schnell hinter einander, in den wenigen Jahren von 1885 bis 1888, eine Reihe von Schriften folgte: „Jenseits von Gut und Böse", „Zur Genealogie der Moral", „Der Fall Wagner", „Götzen-

dämmerung", „Der Wille zur Macht". Sie gewähren, wie Tönnies sagt, „das häßliche Bild verzerrter Mienen, oft die Attitüde des Trunkenen, Ueberspannten, Verzweifelnden, des Dekadenten", und es ist eher zu viel des Lobes, als des Tadels, wenn Tönnies in diesem „Hexensabbath von Gedanken, Ex- und Deklamationen, von Wuthausbrüchen und widerspruchsvollen Behauptungen" noch „viele leuchtende und blendende Geistesblitze" finden will. Er läßt sich die Mühe nicht verdrießen, auch hier den rothen Faden aufzuspüren, doch sind diese Untersuchungen werthvoller durch das, was Tönnies positiv ausführt, als was er an Sinn und Verstand in der dritten Periode Nietzsches entdeckt, auf die schon die Schatten der hereinbrechenden Geistesnacht fallen.

Formell knüpft Nietzsche wieder an Schopenhauer an, mit dem er als Denker nicht hatte auseinanderkommen können. Nach der alten Erfahrung verneint er um so grimmiger, was er geistig nicht hatte überwinden können; statt den Willen zum Leben zu verleugnen, feiert er den Willen zur Macht; die Mitleidsmoral Schopenhauers verkehrt er in eine Grausamkeitsmoral. Materiell erklärt sich diese Wendung daraus, daß Nietzsche den Weg zum Sozialismus, zu den lebendigen Kräften der historischen Entwicklung nicht hatte finden können. Sich an den Trübern der „modernen Ideen" zu sättigen, wie sie der flache und platte Liberalismus servirt, dazu war er immer zu geistvoll gewesen; was blieb ihm also noch übrig, als in der Uebergipfelung des kapitalistischen Systems eine neue Welt heraufdämmern zu sehen, seine alte künstlerische Neigung zum Heroenkultus von den Schopenhauer und Wagner auf die Krupp, Stumm und Rothschild zu übertragen? Ohne eine Ahnung von dem ökonomischen Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses malt er sich mit künstlerischen und literarischen Reminiszenzen die „Uebermenschen" aus, die „freien, sehr freien Geister", die „guten Europäer", Prunknamen, die er um so blinder häuft, je mehr er mit dem Instinkt des Dekadenten empfindet, daß es sehr schäbige Figuren des Verfalls zu vergolden gilt.

Subjektiv ein verzweifeltes Delirium des Geistes, ist diese sogenannte Philosophie objektiv eine Verherrlichung des großen Kapitalismus, und als solche hat sie ein großes Publikum gefunden.

Nur der Nietzsche der dritten Periode ist populär geworden, und nur dieser Nietzsche waltet als segnender Genius über dem modernen Naturalismus. Nicht jedoch, als ob die Denker und Dichter dieser Richtung dadurch als Tintenkulis der Krupp, Stumm und Rothschild verdächtigt werden sollten: die Sache hat einen viel harmloseren Zusammenhang. Zur richtigen Ausstattung einer Dichterschule gehört auch ein Philosoph: die Klassiker hatten ihre Kant und Fichte, die Romantiker ihren Schelling, und zum modernen Naturalismus paßt der Nietzsche der dritten Periode, wie der Handschuh auf die Hand. Er bietet allemal die sicherste Rückendeckung gegen jede gefährliche Verwechslung mit der revolutionären Arbeiterbewegung, und wie viele zwar konfuse, aber wunderschöne Schlagworte liefert er, um alle die Konfliktchen von Anno dazumal ästhetisch ein wenig aufzuflittern, um die „dreieckigen Verhältnisse", das Bischen Keifen mit dem lieben Gott als Thaten „freier, sehr freier Geister", als „Umwerthung aller Werthe" zu feiern, um mancherlei Dinge, die man in der schlichten sinnlichen Kutscherssprache des gewöhnlichen Lebens sonst anders zu nennen gewohnt war, wie beispielsweise jenen kürzlich durch die Zeitungen gelaufenen Brief, worin der naturalistische Aesthetiker Schlenther irgend eine Wiener Hofschranze unterthänigst ersterbend um ein Theaterpöstchen anging, als das „Ausleben selbstherrlicher Persönlichkeiten" zu verherrlichen! Meine Feder ist viel zu schwach, um den

erleuchtenden Einfluß, den der Nietzsche der dritten Periode auf den modernen Naturalismus geübt hat, in allen Einzelheiten zu schildern; klassisch spiegelt er sich wieder in jener erhabenen Hymne, die ein berühmter Lyriker des Naturalismus, trunken von seinem Nietzsche, also in die Saiten seiner Harfe gestürmt hat:

Bammel, Bummel,
Rückentanzgerummel,
Flackertanzgewaber,
Popanz und Borstentroll,
Rockentanzgeschrammel.

In seinem Nietzschekultus fühlt sich der moderne Naturalismus sicher wie in einer uneinnehmbaren Burg. Er denkt: durch diesen zerfließenden Sumpf von Redensarten soll mal ein Belagerer seine Laufgräben ziehen! Um aber doch vor jeder Gefahr geschützt zu sein, behauptet er noch, sein Nietzsche, der Nietzsche der dritten Periode, sei überhaupt kein Gegenstand des logischen Begreifens, sondern des ästhetischen Genießens, worauf der Nietzscheaner Harden obendrein den Trumpf gesetzt hat, sozialistische Lümmel könnten diesen Genuß nicht schmecken. Man braucht die Grobheit nicht übel zu nehmen: Lümmel haben wenigstens Knochen im Leibe und sind keine zuckenden Nervenbündel mit perversen Instinkten: die Sache selbst ist keineswegs aus der Luft gegriffen. Den Nietzsche der dritten Periode oder genauer: sein „System" logisch zu begreifen, ist keinem Gotte, geschweige denn einem Menschen gegeben, und sicherlich finden die modernen Sozialisten keineswegs solchen Geschmack daran, wie die modernen Naturalisten.

Nur darf man nicht so weit gehen, zu sagen, daß sich über diesen Geschmack nicht streiten lasse. Wer gern den Revoluzer spielen, aber ums Himmelswillen nicht die Fleischtöpfe des Kapitalismus verlassen, je nachdem auch Bismarcks Stiefel putzen und Väterchens Knute küssen will, der wird den Nietzsche der dritten Periode immer mit dem Gefühle hoher Lust verschlingen. Wem dagegen die Welt nicht Bammel Bummel, auch nicht Popanz und Borstentroll, wem die deutsche Kultur ans Herz gewachsen, wem der Emanzipationskampf des modernen Proletariats eine große Sache, wem der Fortschritt der menschlichen Zivilisation so sicher ist, wie eine klar begründete, wissenschaftliche Ueberzeugung nur sein kann, dem wird es immer ein Gefühl hoher Unlust erregen, den Nietzsche der dritten Periode zu lesen.

Ueber diesen Geschmack läßt sich also sehr wohl streiten, das heißt durch Beweise entscheiden; seine objektiven Bestimmungsgründe liegen klar vor, und dies ist denn freilich die eine verwundbare Stelle an dem bezaubernden Nietzschekultus des modernen Naturalismus. (Schluß folgt.)

---

**Druckfehlerberichtigung.** In dem Artikel: „Beiträge zur Entwicklung der Großindustrie 2c.", S. 489, letzte Zeile, soll es statt: „Von der Gesammtzahl der bei der letzten Gewerbezählung in Deutschland ermittelten erwerbsthätigen weiblichen Personen" heißen: „in Deutschland in Gehilfenbetrieben erwerbsthätigen" 2c. Ebenso S. 490, Zeile 6 von oben, statt: „Gesammtzahl der im Gewerbe erwerbsthätigen Frauen": „Gesammtzahl der in Gehilfenbetrieben erwerbsthätigen Frauen". Desgleichen ist auf dieser Seite eine Anmerkung weggeblieben, in welcher die Zahl der weiblichen Unternehmer in Gehilfenbetrieben mit circa 109000 im Jahre 1895 gegen 78000 im Jahre 1882 angegeben war. Näheres darüber kommt im nächsten Artikel.

---

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.